Flörsheimer Zeitung

(Zugleich Anzeiger für den Maingau.)

Mit einer Unterhaltungs-Beilage in jeder Nummer und Samstags das illustr. Witzblatt „Seifenblasen"

Anzeigen kosten die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg. — Reklamen die dreigespaltene Petitzeile 40 Pfg. Abonnementspreis monatl. 35 Pfg. mit Bringerlohn 50 Pfg., durch die Post Mk. 1.50 pro Quartal.

Erscheint Dienstags, Donnerstags und Samstags. — Druck und Verlag von Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. M., Hauptstraße Nr. 6. — Für die Redaktion ist verantwortlich: Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. Main.

Nummer 59. Donnerstag, den 20. Mai 1915. 19. Jahrgang.

Italien??

Die Kriegserklärung für heute morgen?

DDP. Mailand, 18. Mai. (Ctr. Bln.)

Die „Stampa" behauptet, daß Italien spätestens am Donnerstag morgen den Zentralmächten den Krieg erklären werde. Man erwartet, daß in der Kammer nur die offiziellen Sozialisten opponieren und den Krieg ablehnen werden.

Italiens „Kulturkrieg".

Lugano, 18. Mai. (Ctr. Bln.)

Gestern nachmittag fand eine Besprechung in der Villa Malta zwischen Bülow, dem bayerischen Gesandten, dem Abgeordneten Erzberger und dem Sekretär der österreichischen Botschaft statt, wahrscheinlich über die zu treffenden Abreisemaßregeln. Laut „Messaggero" stehen die Botschaftszüge bis Ala an der österreichischen und Chiasso an der schweizerischen Grenze bereit. „Giornale d'Italia" erklärt, daß der Krieg in dem Einvernehmen des Königs, des Staates und der Regierung tatsächlich schon erklärt sei. Er werde bald strahlende Wirklichkeit sein, den Staat mit Licht, Hymnen und Fahnen überschütten und ihm glänzende Wiedergeburt bringen. Denn es werde ein Kulturkrieg sein.

Das Kriegsprogramm der italienischen Regierung

DDP. Rom, 18. Mai. (Ctr. Bln.)

Giolitti ist abgereist. Das Idol Italiens, der Parlamentarismus, ist zerschlagen, darüber kann auch die Sache nicht hinwegtäuschen daß am Donnerstag das Kabinet in der Kammer sich mit seinem Programm vorstellen will, mit einem Programm, das „italienische Kriegserklärung an Oesterreich" heißt. Man hat die Mehrheit auf der Straße totgeschrieen und den wenigen, die vielleicht noch zum Widerspruch Mut gehabt hätten, durch Drohungen für Leben und Eigentum, durch Beschimpfung als Vaterlandsverräter, den Mund geschlossen. So kann das „Giornale d'Italia", das Blatt Sonninos, schreiben: Der Krieg ist den Tatsachen nach bereits erklärt durch den gemeinsamen Willen des Königs, der Regierung und des Volkes.

Bethmann Hollweg im Reichstag.

Ernste Worte an Italien.

Im Reichstage verbreitete sich heute kurz vor dem auf 2 Uhr angesetzten Beginn der Sitzung die Nachricht daß der Reichskanzler das Wort ergreifen werde. Selbstverständlich schloß man sofort weiter, daß Herr v. Bethmann Hollweg über das Verhältnis Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Italien sich äußern werde. Während man bis dahin sich die heutige Sitzung als eine ganz kurze und sehr wenig Interessante vorgestellt hatte, in der nur die Bundesratsvorlage über einige Aenderungen im Mietsrecht zur Verhandlung kommen sollte, setzte auf die Kunde von dem Eingreifen des Reichskanzlers hin die größte Spannung ein und so waren, als der Präsident um 1/23 Uhr endlich die Sitzung eröffnete, Saal und Trübinen bis auf den letzten Platz gefüllt.

Unter den Abgeordneten bemerkte man noch mehr Mitglieder als bei den früheren Sitzungen in der Felduniform. Wenige Sekunden nach Beginn der Sitzung erschien der Reichskanzler in Generaluniform, ihm folgte alsbald auch der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral von Tirpitz, den man schon lange nicht im Reichstage gesehen hat. Einige geschäftliche Mitteilungen die der Schriftführer Abg. Neumann-Hofer in schneidigem Kommandoton vertrug, was einige Heiterkeit hervorrief, einige Worte des Präsidenten zu Begrüßung des Hauses und des aus der Karpathenschlacht verwundet heimgekehrten Abg v. Graefe und dann erhob sich der Reichskanzler; die hohe Wichtigkeit seiner Worte wurde dadurch sichtbar gemacht, daß Herr v. Bethmann gegen seine sonstige Gewohnheit einige Stellen von einem Manuskript ablas.

Der Reichskanzler teilte die territorialen Zugeständnisse mit, die Oesterreich-Ungarn Italien angeboten hat, um die Neutralität des dritten Mitgliedes des Dreibundes aufrecht zu erhalten. Es machte tiefen Eindruck als der Reichskanzler die zehn Punkte umfassende Liste der österreichischen Zugeständnisse vortrug und dadurch nicht nur die Anwesenden, sondern die ganze Welt erkennen ließ, wie weit Oesterreich-Ungarn gegangen ist, um Italien jeden Vorwand zum Angriff auf seinen früheren Bundesgenossen zu nehmen . . .

Mit Recht konnte der Kanzler sagen, daß Oesterreich-Ungarn und das ihm treu verbündete Deutsche Reich, das seine Zugeständnisse verbürgt, bis an die Grenze des Möglichen gegangen ist, um den Frieden mit Italien aufrechtzuerhalten. Wenn das Italien nicht abhalten sollte, das Schwert gegen seinen früheren Bundesgenossen zu ziehen um statt friedlicher großer Gewinne sein Volk in den furchtbaren Krieg hineinzutreiben, so wird es — damit schloß der Kanzler unter dem stürmischen Beifall des ganzen Hauses — das Deutsche Reich an der Seite seines Bundesgenossen finden.

Unter dem mächtigen Eindruck dieser kurzen und entschlossenen Rede erledigte das Haus im Handumdrehen die Tagesordnung, indem es die Vorlage über Miet- und Pachtzinsforderungen an eine Kommission überwies und sich dann auf unbestimmte Zeit vertagte.

Amtliches.

Einladung

zur Wahl eines Beigeordneten und eines Schöffen.

Zu dem von mir auf

Mittwoch, den 26. Mai
abends 8 Uhr

im Rathause anberaumten Termine zur Wahl eines Beigeordneten und Schöffen lade ich die Mitglieder des Gemeinderats und der Gemeindevertretung ein.

Flörsheim den 12. Mai 1915.

Der Bürgermeister Lauck.

Bekanntmachung.

Die Ausgabe der Brotkarten für die beiden nächsten Wochen erfolgt am nächsten Samstag von 8—12 Uhr vormittags und nachmittags von 2—4 Uhr in den bekannten Ausgabestellen.

Flörsheim, den 20. Mai 1915.

Der Bürgermeister Lauck.

Bekanntmachung.

Das Kupfervitriol ist von der Militärverwaltung beschlagnahmt worden. Zum Bespritzen der Weinberge ist auf Antrag der Civilbehörde die erforderliche Menge zur Verfügung gestellt worden. Die Ausgabe des Kupfervitriols erfolgt am Samstag, den 22. d. Mts. von vormittags 10—12 Uhr, im Hofe des hiesigen Rathauses.

Flörsheim, den 20. Mai 1915.

Der Bürgermeister Lauck.

Bekanntmachung.

Die Musterung und Aushebung der in den Jahren 1895, 1894 und früher geborenen Militärpflichtigen, die entweder bei der letzten Kriegsmusterung gefehlt haben oder zurückgestellt worden sind, findet am Dienstag, den 25. Mai ds. Js., vormittags 7½ Uhr im „Deutschen Hof" zu Wiesbaden, Goldgasse No. 4, statt. Gestellungspflichtig sind auch die bei der Kriegsmusterung 1914 weg. Reklamation vorläufig zurückgestellten Rekruten.

Flörsheim, den 18. Mai 1915.

Der Bürgermeister Lauck.

Bekanntmachung.

Das hiesige Gemeindebad ist von nächsten Freitag, den 21. ds. Mts. ab bis auf weiteres an jedem Freitag für Frauen und Kinder von nachmittags 1—9 Uhr geöffnet. Samstags wie seither.

Flörsheim, den 18. Mai 1915.

Der Bürgermeister Lauck.

Lokales und von Nah u. Fern.

Flörsheim, den 20. Mai 1915.

* **Kein Tabak für Jugendliche.** Das Zigarettenrauchen hat bei Jugendlichen und selbst Schulkindern in den letzten Jahren derartig zugenommen, daß sich schon öfter Schulverwaltungen genötigt sahen, sich mit dieser Unsitte zu beschäftigen. Es drohen daraus ernste Gefahren für die Volksgesundheit. Auf den jugendlichen Körper wirkt das Rauchen ja ganz besonders schädlich. Neben den vorübergehenden Erscheinungen wie Uebelkeit, Kopfschmerz, Erbrechen, Herzklopfen und anderem mehr wird auch eine wesentliche Schädigung dadurch hervorgerufen, daß bei häufigerem Rauchen Verdauungsstörungen und Erregungen des Nervensystens die Folge sind. Diese führen zu Blutarmut und Nervenschwäche, wodurch die körperliche Entwickelung gehemmt wird. Außer dem Schaden an der Gesundheit hat das Rauchen aber die Gefahr, daß die Jugend vorzeitig zu einer übermäßigen Wertschätzung äußerer Genüsse kommt, die auf Nervenreizung beruhen und nur mit Aufwand von Geld möglich sind. Zuträglicher ist es, wenn sich die jungen Leute der natürlichen Lust und Freude an ausgiebiger Körperbewegung in freier Luft harmlos hingeben. Angesichts dieser Gefahren ist es die Pflicht aller, denen die Erziehung und Pflege der Jugend obliegt, mit allen Mitteln gegen dieses Übel anzukämpfen. Vor allem aber muß die Jugend über die Gefahren belehrt werden. In jetziger Zeit ist das umso mehr notwendig, als es gilt, die heranwachsende männliche Jugend gesund und kräftig zu erhalten. Nur so können die Verluste, die der Krieg unserer Volkskraft zufügt, möglichst schnell überwunden werden. Nicht nur die Schule u. die Eltern, sondern auch die Verwaltungsbehörden können dem Uebel mit entgegentreten, geschieht das von allen Seiten mit dem gehörigen Nachdruck, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben, was zum Segen der Jugend, zum Wohl unseres Vaterlandes nicht dringend genug zu wünschen ist.

Die luxemburgische Gefahr.
(Eine heitere Erinnerung.)

Beim Durchmarsch durch das schöne luxemburgische Land erreichten wir — so erzählt der „Tägl. Rundschau" ein Leser — nach anstrengendem Marsche kurz vor der belgischen Grenze ein kleines Dörfchen. Der freundlische Pfarrer des Ortes lud einige Offiziere zu sich zu Tisch und gab so gut und viel ihm möglich war. Dankbar wurde seine Gastfreundschaft angenommen.

Das Tischgespräch drehte sich natürlich um den Krieg und Luxemburg.

Da sagte der Pfarrer: „Meine Herren, Sie können doch gar nicht dankbar genug sein, daß nicht auch Luxemburg sich auf die Seite Ihrer Feinde gestellt hat."

Lächelnd sahen wir ihn an.

„Ja meine Herren, es hätte dann doch schlimm um Deutschland gestanden. Luxemburg hätte seine 200 Soldaten an der Grenze aufmarschieren lassen, und die ganze deutsche Armee hätte sich totgelacht!"

* **Mainz**, 20. Mai. Phantasiepreise für Zwiebeln Seit geraumer Zeit schon häufen sich die Klagen, daß auf dem hiesigen Wochenmarkt Preise für Zwiebeln gefordert werden, die keiner ernstlichen Prüfung auf Berechtigung standhalten. Auf dem Wochenmarkt am Freitag mußte für das Pfund Zwiebeln 60 und 70 Pfennig bezahlt werden! Das ist ein Preis, der etwa das Doppelte gegen normale Zeiten ausmacht, selbst wenn man die regelrechte Verteuerung der Zwiebel im Frühjahr in die Kriegsverhältnisse miteinrechnet. Eine Nachprüfung dieser Preisforderungen erscheint entschieden am Platze. Ob auch bei diesem Artikel der Zug der Zeit, mit allen Lebensmitteln aufzuschlagen, befolgt wird?

Katholischer Gottesdienst.

Freitag, 6 Uhr Jahramt für Jak. und Marg. Walch, 6½ Uhr Jahramt für Frz. Hartmann.
Samstag, 6½ Uhr Weihe des Taufwassers, darauf Brautamt Borgart — Mitter.

Israelitischer Gottesdienst.

Samstag, den 22. Mai.
Vorabendgottesdienst 7 Uhr 45 Min.
Morgengottesdienst 8 Uhr 30 Min.
Nachmittagsgottesdienst 4 Uhr 00 Min.
Sabbatausgang 9 Uhr 10 Min.

Schöne stämmige Tomaten
empfiehlt
Max Flesch, Gärtnerei.

Ein junges, fleißiges Mädchen
für Hausarbeit zum 1. Juni gesucht.
Ottilie Schreiber, Rüsselsheim, Frankfurterstr. 10

Österreichs Zugeständnisse.

Nach den Veröffentlichungen der Turiner ‚Stampa', dem Organ des ehemaligen Ministerpräsidenten Giolitti, hat Österreich an Italien außerordentlich wertvolle Zugeständnisse gemacht. Sie erfüllen so ziemlich auch die weitestgehenden Wünsche der Nationalisten. Es handelt sich angeblich um das Trentino, die Berichtigung der Isonzogrenze, Gradiska, Görz und Triest.

Welschtirol, das Trentino, ragt als ein fast gleichseitiges Dreieck im Norden in das Gebiet Italiens hinein. Die Hauptstadt ist Trient, am Ufer der Etsch und zugleich an der Brennerbahn gelegen. Einer der Hauptplätze Trients ist Piazza-Grande oder der Domplatz. Zu den prachtvollsten Bauwerken gehört der Dom, dessen Bau im 10. Jahrhundert begonnen und im 16. Jahrhundert vollendet wurde. Er besteht ganz aus Marmor. Geschichtlich bedeutsam ist ferner die Kirche Santa Maria Maggiore. Diese Kirche ist vollkommen aus rosenrotem Marmor erbaut. Unter den Gebäuden von Trient findet sich viel italientscher Stil. Von den Bewohnern Tirols sind ungefähr 40 Prozent Italiener, während der Rest aus Nichtitalienern besteht. Die Gesamtzahl der Einwohner Tirols beträgt ungefähr 950 000, von denen 390 000 italienischen Ursprungs sein dürften.

Unter den weiteren Landstrichen, die Österreich Italien abzutreten geneigt ist, wurde das Isonzogebiet mit Gradiska und Görz genannt. Das Isonzogebiet ist nach dem Fluß gleichen Namens bezeichnet, der unter anderem auch die Stadt Görz berührt und ins Adriatische Meer fließt. Interessant sind die politischen Verhältnisse von Görz und Gradiska, einer gefürsteten Grafschaft, die mit den beiden anderen Kreisen Triest und Istrien zu einem Verwaltungsgebiete, das den Namen „Küstenland" führt, vereinigt ist. Das Land liegt an der Ostgrenze Italiens, dort, wo Italien mit Österreich zusammenhängt. Triest liegt südlich von Görz, und Istrien ist eine weiter südlich gelegene Halbinsel. Das Isonzogebiet ist größtenteils gebirgig und hat eine Ausdehnung von 2960 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung, welche 260 000 überschreitet. Von dieser Bevölkerungszahl gehört 1/3 dem italienisch-friaulischen Stamme an, während 2/3 zu anderen Nationalitäten gehören. Die Stadt Görz, deren Abtretung erwogen werden soll, ist der Mittelpunkt der Industrie des Landes.

Das hier in Betracht kommende Land gehört schon seit vielen Jahrhunderten zu Österreich. In der Geschichte trat es zum erstenmal im Jahre 1001 auf, als Kaiser Otto der Dritte es zur Hälfte dem Grafen Werner von Friaul und dem Patriarchen Johann von Aquileja verlieh. In den folgenden Jahrhunderten ging Görz, das zur Grafschaft erhoben worden war, mehrfach an andere Herren über, so an die Eppensteiner und später am Ende des 11. Jahrhunderts an die Lungauer Grafen. Als Graf Leonhardt im Jahre 1500 ohne Nachkommen starb, erhielt Kaiser Maximilian I. durch Erbnachfolgevertrag die Grafschaft. Mit kurzer Unterbrechung blieb es bis zum heutigen Tage bei Österreich. Nur sechs Jahre kam es in der Zwischenzeit unter die Herrschaft Frankreichs und zwar im Jahre 1809 bis 1815, wo es durch die Schlußakte des Wiener Kongresses wieder an Österreich zurückfiel.

Endlich interessiert noch die Stadt Triest, die eine umfassende Autonomie erhalten soll. Triest hat eine Größe von 95 Quadratkilometern mit rund 231 000 Einwohnern, von denen etwas mehr als 50 Prozent Italiener sind. Die Stadt ist der Sitz eines Teiles der leitenden Behörden für Görz und Gradiska.

Bedeutend ist hier die Industrie und der Handel, denen der günstig gelegene Seehafen eine große Förderung bringt. Es befinden sich hier große Ölfabriken, Eisengießereien, Brauereien, Maschinenfabriken usw. Durch seine günstige Lage an der See hat der Ort in den letzten 150 Jahren eine ungeheure Vergrößerung erfahren. An Österreich gelangte es schon im Jahre 1382 und war während der ganzen Zeit unter österreichischer Herrschaft mit Ausnahme von zwei kurzen Zeitspannen verblieben, nämlich der Zeit von 1797–1805, wo es die Franzosen besetzt hielten und von 1809–1814, wo es einen Teil der illyrischen Provinz Frankreichs bildete.

Im Jahre 1719 wurde Triest von Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärt. Durch eine Verordnung vom 2. Oktober 1849 wurde die Stadt nebst dem ganzen Gebiete zu einer reichsunmittelbaren Stadt erhoben, und endlich bestimmte ein Gesetz vom 21. Dezember 1867, daß Triest ein eigenes Kronland sei und das Recht habe, zwei Vertreter in das Haus der Abgeordneten zu schicken. Mehrere Male sah Triest schon feindliche Flotten vor seinem Hafen, nämlich im Jahre 1813 eine englische Flotte und im Jahre 1848 eine neapolitanisch-sardinische Flotte.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.

Französische Befürchtungen.

Wie aus Genf berichtet wird, erklärt der Pariser ‚Temps' in einer allgemeinen Beurteilung der militärischen Lage, daß es auf der russischen Front für die Verbündeten weniger günstig stehe. Das Blatt, das bisher immer stark betont hatte, die Niederlage der Russen sei nicht so entscheidend, daß die Deutschen Kräfte von der Ostfront fortnehmen und auf andere Kriegsschauplätze werfen könnten, schreibt jetzt: „Was uns beunruhigt, ist die Heftigkeit der Kämpfe seit dem 10. Mai. Es ist zu befürchten, daß der Feind einen großen Teil der Kräfte, die er auf der Ostfront angesetzt hatte, an andere Stellen seiner Grenzen befördert."

•

Französische Geschützaufträge an Amerika.

In englischen Militärkreisen verlautet, daß Frankreich vor drei Monaten an die Ver. Staaten einen Auftrag auf 50 38-Zentimeter-Geschütze mit einer Schußweite von 26 Kilometer gegeben habe. Die Geschütze seien für die Sperrforts Verdun und Toul bestimmt.

•

Unruhe in Petersburg.

Die Petersburger ‚Rjetsch' erfährt aus maßgebender Quelle, daß man dort die strategische Überlegenheit der deutsch-österreichischen Ostarmeen zugibt. Das Blatt sagt, die Kämpfe zwischen Weichsel und Karpathen seien von größter Bedeutung, fordert aber die Bevölkerung auf, die dortigen Vorgänge nicht zu überschätzen und ihnen gegenüber Ruhe zu bewahren. Nach einer Meldung der ‚Voss. Ztg.' rechnen maßgebende russische Marinekreise mit der Möglichkeit eines demnächstigen Erscheinens eines deutschen Geschwaders im Finnischen Meerbusen. Aus der Festung Sweaborg bei Helsingfors wird die Zivilbevölkerung bereits herausgebracht. Bei Wiborg wird fieberhaft an der Verstärkung der Küstenbefestigungen gearbeitet. Die Hafenstadt Windau (nordöstlich von Libau) wird von den Einwohnern verlassen.

•

Die allgemeine Wehrpflicht in England.

Wie schwedische Blätter berichten, hat der Lordkanzler Haldane im Oberhause erklärt, daß die Regierung sich aller Wahrscheinlichkeit nach dazu entschließen müßte, in der nächsten Zukunft die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorzuschlagen. Die ‚Morning Post' schreibt in diesem Sinne: „Die einzige Art, die Nation zu organisieren, ist, daß die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wird. Das muß aber sofort geschehen. Die Regierung muß die Ermächtigung erhalten, alle Männer bis zu einem gewissen Alter zum Staatsdienste, einige zum Felddienst, andere zur Arbeit in den Waffen- und Munitionsfabriken einberufen zu können." Die angesehene Londoner Wochenschrift ‚Nation' wendet sich mit aufsehenerregender Entschiedenheit gegen diesen Plan. Das Blatt meint, eine solche Maßregel würde das Volk spalten, einen gefährlichen Parteikampf entfesseln und vielleicht den Verlust des Krieges zur Folge haben. Die Regierung solle sich warnen lassen vor der ungeheuren Gefahr und der Narrheit eines solchen Experiments, das zudem unbedingt mißlingen müsse.

Die Gärung in Indien.

Aus Holländisch-Indien im Haag eingetroffene Briefe berichten von Mitte April, daß Anfang April die Verschiffung von 30 000 Mann indischer Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz erfolgen sollte. Wegen der fortgesetzt unruhigen Stimmung unter der mohammedanischen Bevölkerung mußte die Verschiffung unterbleiben. Nach Äußerungen englischer Offiziere wird während des jetzigen Krieges **überhaupt nicht mehr an die Verschiffung von indischen Truppen gedacht werden können**, weil eine Bewegung zur Anfachung eines allgemeinen Aufstandes, die von den vermögenden Arabern betrieben wird, trotz aller zu ihrer Unterdrückung getroffenen Maßnahmen im geheimen fortdauert. Eine auffallend große Anzahl englischer und französischer Kreuzer soll in den indischen Gewässern zusammengezogen sein.

Deutschland und der Orient.

Über die Beziehungen der germanischen zu der orientalischen Welt des östlichen Mittelmeers hat der kürzlich verstorbene Geschichtsforscher Prof. Karl Lamprecht einen Artikel veröffentlicht, dem folgende Hinweise entnommen sind:

Die Verteidigung der europäischen Kultur richtete sich in früheren Jahrhunderten — man denke an die Kreuzzüge — gegen die Osmanen. Die Richtung von Angriff und Abwehr hat sich aber geändert. Nicht gegen den Türken, mit dem uns die gemeinsame Ehrenhaftigkeit einer mehr ritterlichen als kaufmännisch-politischen Gesinnung verbindet, sondern gegen das Zarentum wendet sich die scharfe Abwehr Europas. Und diese Wandlung ist innerlich wohl bedingt. Je mehr aus der Sonderkultur Westeuropas durch die Zerstörung der französischen Seemacht von seiten Englands eine überragende und rücksichtslose Weltmacht der englischen Inseln herauswuchs, um so mehr mußte sich das Angesicht der wachsenden deutschen Nation den Beziehungen nach dem Osten zukehren, um die eigene Freiheit wie die Selbständigkeit des Ostens, der schon von Indien und bald auch von Ägypten her angegriffen wurde, zu retten. Und so erschien in diesem Zusammenhange eine engere, auch wirtschaftliche Verbindung des türkischen Staates und der großen Reiche des europäischen Zentrums notwendig.

Damit führten uns die Gedanken des Friedens, solche der Kolonisation wie des Ausbaues der Verkehrswege des türkischen Reiches, nach dem Orient. Jetzt ist, was bisher vereinzelt dasteht und gelegentlich mehr Neigung zu sein schien als Notwendigkeit, als harte und feste geschichtliche Tatsache ans Licht getreten: die Türkei ist den zentraleuropäischen Mächten verbündet. Der Verfasser läßt es dahingestellt, welche Lösungen sich daraus für den näheren Orient und besonders für seine Herrschaft im östlichen Mittelmeerbecken wie im Schwarzen Meer ergeben werden, aber er meint, die Blicke seien noch um ein weniges weiter nach Osten und in eine weitere Zukunft zu richten.

Unter den Völkern Asiens hat das größte des fernen Ostens, das die lebendigsten Interessen hat, in den Bereich der durch die europäischen Zentralmächte und die Türkei geschaffenen Mächtegruppierung mit einzutreten: China. Freilich die Erhebung Chinas würde die Entrollung aller großen Probleme des Stillen Ozeans bedeuten und würde den Krieg, der schon heute der größte aller je geführten ist, im eigentlichen Sinne des Wortes zum Weltkrieg erweitern. Wir müßten, sagt Professor Lamprecht, die Blicke so weit wenden, um alle universellen Möglichkeiten der Lage zu übersehen. Es sei klar, daß schon der vorhandene Zusammenschluß der drei Mächte gegenüber England und seinen Bundesgenossen zu gleicher Zeit die Wahrung der Freiheit selbständiger Entwicklung der Nationen der Welt bedeutet.

Nicht die Uniformierung der Nationen, nicht das Übergreifen einer nationalen Gewalt hin über die übrigen, nicht der törichte Versuch, das weite Weltmeer zu schließen, nicht irgendein Anspruch überhaupt auf eine durch nichts verdiente und schon ihrem Streben nach verächtliche Oberherrschaft über die Welt könne das Ziel der nächsten großen Entwicklung der Menschheit sein, sondern das Nebeneinander aller wahrhaft großen Kulturen, aller wirklich lebendigen Kräfte, aller unzweifelhaft fruchtbaren Verdienste, und dies allein sei es, was die heute verbündeten kontinentalen Völker erstreben.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Mit Bezug auf die durch die Presse gehende Mitteilung, Italien habe den Dreibundvertrag gekündigt, kann die Telegraphen-Union feststellen, daß in Berlin eine solche Kündigung, oder etwas, was einer solchen gleich sähe, nicht erfolgt ist.

Italien.

* Nach den Auslassungen der Anhänger der Kriegsparteien und ihrer Presse ist der Krieg sicher. Auch andere Kreise sind jetzt von der Kriegsstimmung erfaßt. Giolitti und seine wenigen Anhänger verhalten sich gänzlich passiv, so daß man erwartet, daß auch das Parlament auf Seite der Regierung treten wird.

* Über die Frage, ob das Ministerium Salandra bereits bestimmte Abmachungen mit dem Dreiverbande getroffen habe, wird lebhaft gestritten. Nach dem ‚Genfer Journal' behauptet man in Paris, das Ministerium Salandra habe am 27. April ein Abkommen mit dem Dreiverband unterzeichnet, durch das Italien sich verpflichtet, spätestens am 25. Mai an der Seite Frankreichs in den Krieg einzugreifen. Die ‚Stampa' schreibt: „Es ist durchaus möglich, daß das Bündnis mit Österreich aufgekündigt ist, nicht aber mit Deutschland. Folglich ist es eine sinnlose Annahme, daß Italien sich endgültig dem Dreiverband verschrieben habe. Wir wären dann noch Verbündete Deutschlands und gleichzeitig Verbündete seiner Feinde. Demnach ist es undenkbar, daß das Kabinett nicht mehr freie Hand habe, wie es die Kriegspartei aussprengt."

* Die Vertreter der sozialistischen Organisationen Italiens, des italienischen Gewerkschaftsbundes und der sozialistischen Gruppe der Deputiertenkammer hielten in Bologna eine Versammlung ab, in der sie feststellten, daß einige große italienische Zeitungen, unterstützt von der irregeleiteten Demokratie eine freche Täuschung ins Werk gesetzt haben, um das Land als kriegsgünstig darzustellen. Die Versammlung bestätigt aufs neue den unerschütterlichen Widerspruch des Proletariats gegen eine Intervention Italiens als unvereinbar mit den nationalen Interessen und den sozialistischen Grundsätzen. Dem Beschlusse der sozialistischen Deputierten, gegen jeden Kredit für den Krieg zu stimmen, spendet sie ihren Beifall.

Spanien.

* Die ‚Agence Havas' meldet aus Madrid: Angesichts der revolutionären Ereignisse in Portugal traten der Ministerpräsident, der Marineminister und der Minister des Äußeren im Palaste zu einer Besprechung mit dem König zusammen. Die Regierung erklärt, daß Spanien nicht intervenieren, sondern sich darauf beschränken werde, Leben und Interessen der in Portugal ansässigen Spanier zu schützen, falls es notwendig werden sollte.

Asien.

* Der Dezernent der ostasiatischen Abteilung im russischen Auswärtigen Amt nimmt in den ‚Rußkoje Wjedomosti' zu den japanischen Forderungen an China in folgender Weise Stellung: „Da Japan am Kampf gegen den gemeinsamen Feind teilnahm, sucht es, und zwar ganz natürlich, in China Entschädigungen, genau so gut wie Rußland seine Entschädigungen in Galizien und Konstantinopel, Frankreich in Elsaß-Lothringen und England in der Vernichtung der deutschen Seemacht sucht. Rußland wird sich, wie England, im Falle entstehender Verwicklungen in Ostasien passiv verhalten und der japanischen Regierung höchstens freundschaftlichen Rat zur Mäßigung geben."

Das seltsame Licht.

71 Erzählung von E. Frhr. v. Skarfegg.

(Fortsetzung.)

„Unsinn, will er gar nicht haben. Will er Schriftstück aus österreichischer Hand. Weiter nichts."

„Verzeihung, aber die Angaben müssen doch einigermaßen zuverlässig sein."

„Müssen nicht," brummte Petrowitsch, jetzt schon ärgerlich. „Kann drinstehen was will, nur muß man sehen, daß von Österreicher herstammt. Das ist alles."

„Und wenn nun die Angaben eines solchen Planes unrichtig oder gar vollständig irreführend sind?"

Petrowitsch griff verzweifelt nach der Wologdanaflasche.

Seufzend meinte er nach einem tüchtigen Schluck, den er der Einfachheit halber aus der Flasche nahm.

„Ob richtig oder nicht, ist ganz Nebensache. Plan wird bezahlt. Das ist die Hauptsache. Verstehst du nun, Brudderherz, 25 000 Rubel kannst du verdienen, wenn du machst Plan. Schreibst einfach rein, ob Österreich mehr zielt nach der Theorie vom Neigungswinkel oder nach Kurventheorie."

„Ja, aber das weiß ich doch nicht," unterbrach ihn Steffanow.

„Ist doch egal, schreibst rein, was du meinst, machst Bericht zurecht und Geschäft ist gemacht."

Er nahm wieder einen tüchtigen Schluck und wollte aufs neue seine Überredung beginnen, aber Steffanow ließ ihn nicht zu Worte kommen:

„Exzellenz, bedenken Sie, daß ich eine doppelte Niedertracht begehen würde. Sage ich auch nur einen Teil der Wahrheit, schände ich das Gastrecht, das mir Österreichs Kaiser gewährt hat, lüge ich aber ohne Sinn und Verstand, so betrüge ich Rußland."

Petrowitsch hatte nun langsam eine schwere Zunge bekommen, die ihm trotz aller scheinbaren Lebhaftigkeit seiner Bewegungen den Dienst versagte.

„Betrügen? Nicht doch, Brudderherz. Kein Mensch wird betrogen, oder meinst du, daß wir in Rußland alle betrogen werden. Gibt jeder, der Geld braucht, solchen Plan ein und betrügt doch nicht. Haben alle betrogen, die reich geworden sind, als wir in der Mandschurei gegen den gelben Teufel Rußlands Ehre und Ansehen in der Welt verteidigten. Betrügen? Brudderherz, das ist ein hartes Wort."

Seine Stimme war immer leiser geworden und es schien, als weine er bei den letzten Worten und gleichsam, als wolle er seiner Rührung Herr werden, nahm er die Flasche Wologdana, die er schon nicht mehr aus der Hand gelassen hatte und leerte sie auf einen Zug.

Mühsam erhob sie sich dann.

„L-l-lass—lassen w—wir heu—heute Sache sei—sein."

Pugatiew versuchte noch einmal, auf ihn einzureden, aber der Alte war nicht mehr für das Thema zu gewinnen. Wankend erreichte er die Tür. Steffanow nahm ihn am Arm. Da richtete er sich auf, und seinem jungen Freunde voll ins Gesicht blickend erklärte er:

„In Bett brauchst mich nicht zu bringen, wenn du nicht willst ehrliches Geschäft mit mir machen."

* * *

Auf der Terrasse war es menschenleer. Einem alten hier im Bade geheiligten Brauch entsprach es, daß die Teilnehmer an der Festtafel den Saal nicht eher verließen, ehe nicht der Ranghöchste das Zeichen gab. Der Ranghöchste war aber seit einigen Wochen Fürst Michael Michalowitsch, der Mann, von dem man sich in die Ohren raunte, daß ihm nicht nur halb Moskau, sondern auch ein großer Teil der Ländereien in der Narewniederung gehöre.

Als Graf Kerauchi den Saal verlassen hatte, war man allgemein erstaunt, das jemand es wagte, mit dem alten Brauch zu brechen. Nur einer im Saale wandte dem Japaner besondere Aufmerksamkeit zu. Das war Graf Feldern, der mit Freiin von Herner in der angenehmsten Unterhaltung mit noch mehreren andern Herren am großen Spiegel stand und so den Japaner den Saal verlassen sah.

Ein jähes Erschrecken ging über seine Züge. Wenige Minuten später entschuldigte er sich, um angeblich eine unaufschiebbare Korrespondenz zu erledigen. Als er draußen auf der Terrasse stand, war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende.

„Was war das?" murmelte er. „Wie kommt dieser Unglücksmensch gerade in diesem Augenblick hierher? Gerade jetzt, wo ich am Ziele zu sein glaubte?"

„Ich habe Sie erwartet," hörte er da plötzlich neben sich eine leise klingende Stimme.

Mühsam verbarg er sein Erschrecken, aber seine sonst so sichere Stimme zitterte, als er fragte:

„Sie haben mich erwartet? Ich wüßte nicht, wie Sie wissen konnten, daß ich hierher komme."

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des Japaners.

„Ich wußte es," sagte er nur, aber eine tödliche Feindseligkeit lag in dem einen Wort. Dann aber fügte er verbindlich hinzu: „Wir werden ein wenig in den Park gehen, denn ich nehme an, daß Sie Wert auf eine verschwiegene Zwiesprache legen."

Graf Feldern antwortete nicht, aber er ging die Stufen hinab, die zu dem weiten Park führten.

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen. Es war, als wollte der Japaner den andern in Ungewißheit des Kommenden lassen. Feldern seufzte in Qualen auf.

Endlich fragte Kerauchi: „Welche Genugtuung wollen Sie mir geben?"

„Was verlangen Sie?"

„Man bezahlt bei uns in Japan immer mit derselben Münze," antwortete Graf Kerauchi, „und irre ich nicht, so ist es ja wohl auch ein Grundsatz Ihrer Religion: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden. Erschrecken Sie nicht," fügte er verbindlich hinzu, „ich denke gar nicht daran, Sie niederzuschießen. Aber ich gebe Ihnen eine Frist von acht Tagen —"

„Was?" schrie Feldern auf und zum ersten-

Amerikas Protest.

— Zum Untergang der „Lusitania". —

Wie zu erwarten war, hat die amerikanische Regierung gegen die „Verletzung der amerikanischen Seerechte", die sie in der Torpedierung des englischen Hilfskreuzers „Lusitania" erblickt, Protest bei der deutschen Regierung erhoben. In dieser Note heißt es:

Angesichts der Torpedierung scheint es vollkommen vernünftig und wünschenswert, daß die Regierung der Ver. Staaten und die kaiserlich deutsche Regierung zu einer klaren und vollkommenen Verständigung über die sich aus diesen Tatsachen ergebende ernste Lage gelangen. Die Regierung der Ver. Staaten ist von der kaiserlich deutschen Regierung benachrichtigt worden, daß sie sich durch die außerordentlichen Umstände des gegenwärtigen Krieges und durch die von ihren Gegnern angewandten Maßregeln gezwungen sehe, Repressivmaßnahmen zu ergreifen, die die gewöhnlichen Seekriegsmethoden bedeutend überschreiten, und eine Kriegszone zu proklamieren, außerhalb deren sich zu halten sie die neutralen Schiffe gewarnt hätte. Die Regierung der Ver. Staaten hatte bereits Gelegenheit, die kaiserliche Regierung zu benachrichtigen, daß sie weder die Annahme derartiger Maßnahmen, noch die Warnung vor der Gefahr des Operierens in dieser Zone zulassen könne und daß sie die kaiserlich deutsche Regierung für jeden absichtlichen oder zufälligen Abbruch in diesen Rechten strikte verantwortlich machen müsse.

Die Regierung der Ver. Staaten wünscht infolgedessen mit einer äußersten Dringlichkeit die Aufmerksamkeit der kaiserlich deutschen Regierung auf die Tatsache hinzulenken, daß der Einwand gegen ihr jetziges Verfahren, den Handel ihrer Feinde anzugreifen, in der praktischen Unmöglichkeit liegt, Unterseeboote für die Vernichtung des Handels zu verwenden, ohne die Regeln der Loyalität, Vernunft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu mißachten. Es ist klar, daß die Unterseeboote nicht wie in den letzten Wochen gegen ein Handelsschiff verwendet werden können ohne unvermeidliche Verletzung der geheiligten Grundgesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Die amerikanischen Bürger handeln innerhalb der Grenze ihrer unbestreitbaren Rechte, wenn sie ihre Schiffe besteigen und überall hinreisen, wohin sie ihre berechtigten Gesetze auf dem Meere rufen.

Es ist kürzlich in den Blättern der Ver. Staaten

eine formelle Warnung

erschienen, von der angenommen wird, daß sie von der deutschen Botschaft in Washington stammt. Die Regierung der Ver. Staaten führt diese Tatsache nicht auf, um die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf die überraschende Regelwidrigkeit der Tatsache zu lenken, daß eine von der deutschen Botschaft in Washington stammende Mitteilung sich an die Bevölkerung der Vereinigten Staaten durch die Vermittlung der Presse richtet. Die Regierung der Vereinigten Staaten erwähnt dieser Tatsache nur zum Zwecke, um darzutun, daß die Tatsache der Ankündigung, daß eine unbillige und ungesetzliche Handlung begangen werden soll, in keiner Weise als eine Entschuldigung oder als eine Milderung dieser Handlung noch als eine Verringerung der Verantwortlichkeit ihrer Urheber angesehen werden kann.

Die Regierung der Ver. Staaten hofft mit Vertrauen, daß die deutsche Regierung die Handlungen, über die sich die Regierung der Ver. Staaten beklagt, mißbillige, daß Genugtuung gegeben werde, soweit eine Genugtuung möglich ist, für die verursachten Schäden, daß sie geschätzt werden können und daß sofort Maßnahmen getroffen werden, um die Rückkehr als dessen zu verhindern, was offenkundig die Prinzipien des Krieges umstürzt, für die die kaiserlich deutsche Regierung in der Vergangenheit mit so viel Klugheit und Festigkeit gekämpft hat.

Die Antwort der deutschen Regierung wird nicht ausbleiben. Sie wird lauten, daß auch der deutschen Regierung „heilige Pflichten" obliegen, in deren Wahrnehmung sie sich von keiner Seite beirren lassen wird.

Von Nah und Fern.

Postverkehr mit deutschen Gefangenen. An die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen im Ausland werden vielfach außer Briefen und Paketen kleine in Briefform gehaltene Päckchen mit Schokolade, Zigarren usw. versandt. Diese Päckchen werden nicht zusammen mit den Paketen, sondern mit der Briefpost befördert. Gleichwohl dürfen aber diese Päckchen außer ihrem Wareninhalt nicht auch noch schriftliche Mitteilungen enthalten; solche Mitteilungen sind vielmehr stets für sich entweder in einem möglichst kurz gefaßten Briefe unter besonderem Umschlage oder noch besser auf Postkarten an die Gefangenen zu schicken. Auf den erwünschten Päckchen muß stets der Vermerk niedergeschrieben sein: „Enthält keine schriftlichen Mitteilungen."

20 000-Mark-Stiftung eines Landsturmmanns. Der Berliner Landsturmmann Ernst Hayn hat dem Magistrat Berlin 20 000 Mark für eine zu errichtende „Haynsche Kriegsstiftung" mit der Bestimmung überwiesen, daß die Zinsen dieses Kapitals zu Unterstützungen für in Not geratene Krieger, also invalide, nicht mehr arbeitsfähige Soldaten oder für bedürftige Hinterbliebene von im Kriege gefallenen Personen ohne Unterschied der Konfession dienen sollen. Diese Zuwendung ist als Grundstock einer Kriegsstiftung gedacht; sie soll sich durch Zuwendungen von seiten des Stifters sowie anderer Mitglieder der Familie Hayn vergrößern.

Großfeuer in einer deutschen Fabrik in Paris. Die Autoreifen-Fabrik Continental, die sich unter staatlicher Zwangsverwaltung befindet, ist von einem Großfeuer heimgesucht worden. Das Feuer entstand in den im vierten Stockwerk gelegenen Vorratsräumen und gewann sehr schnell eine große Ausdehnung. Der Schaden wird auf eine Million Mark geschätzt.

Französische Fahnenflucht. Der Pariser ‚Temps' berichtet von der Aufdeckung einer Agentur für Fahnenflüchtlinge in Paris, an deren Spitze ein Belgier und seine Freundin standen. Sie erleichterten französischen Soldaten die Fahnenflucht und beherbergten sie in einer eigens dazu gemieteten Wohnung.

30 000 Schutzleute für London. Die Ausschreitungen und Plünderungen des Londoner Pöbels haben endlich die englische Regierung zu umfassenden Gegenmaßnahmen veranlaßt. Da die Londoner Schutzmannschaft sich außerstande zeigte, energisch gegen die Straßenkrawalle, die allmählich zu einer Gefahr für die öffentliche Sicherheit zu werden drohen, vorzugehen, sind jetzt die besonderen Reserven aufgerufen worden. 30 000 Polizisten sind über die ganze Stadt verteilt, die mit allen Mitteln für die Herstellung der Ruhe zu sorgen haben.

Schiffsuntergang bei Gibraltar. Infolge dichten Nebels stieß der einer Genueser Reedereifirma gehörige Dampfer „Marcorusco" mit dem aus Gibraltar kommenden englischen Dampfer „Netimil" 28 Meilen von Gibraltar entfernt zusammen und ist untergegangen. Die gesamte Mannschaft konnte von dem italienischen Dampfer „Ancona" gerettet werden.

Vom Durchbruch in Westgalizien.

1. Deutsche Artillerie passiert die neu errichtete Dunajec-Brücke in Neu-Sandec. 2. Deutsche Truppen auf dem Durchmarsch durch Neu-Sandec nach dem Kampfplatz von Gorlice.

Die gewaltige Durchbruchsschlacht bei Gorlice und Tarnow in Westgalizien und die sich anschließenden wuchtig durchgeführten Verfolgungskämpfe haben bekanntlich das glänzende Ergebnis gehabt, daß nicht nur nach Südosten zu die gesamte russische Karpathenfront ins Wanken geriet, sondern auch weiter nordwärts die russischen Stellungen an der Nida und Pilica nicht mehr gehalten werden konnten. Den Mittelpunkt des Aufmarschgebietes der verbündeten Truppen bildete die Stadt Neu-Sandec am Dunajec, wohin uns die beistehenden Bilder führen.

Volkswirtschaftliches.

Gehaltspfändungen während des Krieges. Der Bundesrat hat eine für die weitesten Kreise von großer Wichtigkeit werdende Bestimmung getroffen. Die Verordnung bestimmt, daß an die Stelle der für die Pfändbarkeit bisher maßgebenden Summe von 1500 M. bis auf weiteres die Summe von 2000 M. tritt. Dies hat ohne weiteres zur Folge, daß in gleicher Weise die Aufrechnung gegenüber Lohnforderungen sowie die Abtretung und Verpfändung solcher Ansprüche beschränkt ist. Damit der erstrebte Zweck in vollem Umfang erreicht werde, ist der Verordnung insofern rückwirkende Kraft beigelegt worden, als eine vor dem Inkrafttreten vorgenommene Zwangsvollstreckung, Aufrechnung, Abtretung oder Verpfändung hinsichtlich später fällig werdender Bezüge ihre Wirksamkeit verliert, soweit sie bei Anwendung der Verordnung unzulässig sein würde.

Gerichtshalle.

Leipzig. Das Reichsgericht verwarf die Revision des Schriftsetzers Joseph Völker, der vom Schwurgericht M.-Gladbach am 17. März wegen Mordes zum Tode und wegen schweren Diebstahls zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Er hatte am 27. Juni 1913 in M.-Gladbach die Haushälterin Elise Marten ermordet, war nach Begehung der Tat nach Belgien geflohen, und dort während des Krieges gefaßt und durch den Generalgouverneur ausgeliefert worden.

Plauen. Hohe Geldstrafen hat das Landgericht über zwei Kaufleute verfügt, die sich der Überschreitung der festgesetzten Höchstpreise für Lebens- und Verbrauchsmittel schuldig gemacht haben. Der Kaufmann Karl Kreisd erhielt wegen Überschreitung der Höchstpreise für Kartoffelflocken und Kartoffelstärkemehl eine Geldstrafe von 2000 Mark oder 100 Tagen Gefängnis, der Kaufmann Alfred Schnöckel wegen Überschreitung der Höchstpreise für Kartoffelstärkemehl eine solche von 1500 Mark oder 75 Tagen Gefängnis.

Vermischtes.

Der Vaterrechte verlustig erklärt. Über eine interessante Eheschließung wird aus Kanhagies im Biharer Komitat (Ungarn) folgendes gemeldet: Der dort ansässige Bankbeamte Peter Mornye hatte sich noch vor Kriegsausbruch mit der Tochter eines angesehenen Einwohners namens Tozier verlobt, die Trauung wurde jedoch infolge der Einstellung des Bräutigams in das Heer verschoben. M. ging ins Feld, kämpfte als Held und zeichnete sich besonders bei Sturmangriffen aus, wobei er von einem Schrapnell am Fuße schwer verwundet wurde, so daß dieser amputiert werden mußte. Als M. geheilt war und kürzlich in die Heimat zurückkehrte, empfing ihn seine Braut mit offenen Armen, ihr Vater aber wollte von M. nichts wissen; er erklärte: „Einem Krüppel gebe ich meine Tochter nicht!" Alles Bitten half nichts, der Vater blieb dabei. Da jedoch die Tochter von M. nicht abließ, kam die Sache vor das Waisenamt des Biharer Komitats, das den Vater der Vaterrechte für verlustig erklärte und die Einwilligung zur Heirat gab, die unter dem Schutze dieses Amtes stattfand.

---

mal verließ ihn völlig seine Selbstbeherrschung. „Sie verlangen —"

Sie gingen wieder schweigend nebeneinander her. Auf den duftenden Linden lag der Schimmer des weißen Mondlichts. Verschlafene Vögel stießen Laute der Nacht aus. Durch die Bäume ging das seltsame Raunen der Natur.

„Ich will," sagte Graf Feldern nach einer geraumen Weile mehr zu sich wie zu dem Japaner, „überlegen, welche Genugtuung ich Ihnen geben kann. Vor mir steht das Leben. Ich kann noch etwas leisten —"

„Daran hätten Sie mich nicht erinnern sollen," unterbrach ihn Kerauchi hart. „Ich weiß, daß Sie mit chinesischen Diplomaten Minen legen, um Japans Absichten zu durchkreuzen. Sie haben auch jetzt wieder die Hand im Spiele, um Japan zu schädigen — um schnöddes Geld!"

Die letzten Worte klangen wie ein Zischen.

„Das will ich eben verhindern," fuhr er unerbittlich fort. „Acht Tage, Graf Feldern — so heißen Sie ja wohl jetzt — länger keine Stunde."

Feldern duckte sich bei diesen Worten wie unter Peitschenhieben.

„Und wenn ich nicht will?" schrie er auf, „wenn ich nicht töricht genug bin —"

„Sie sind kein Ehrenmann, Herr von Strüning! Noch weiß es niemand außer mir. Wenn Sie meine Bedingung nicht erfüllen, so wird es in demselben Augenblick, da die von mir bewilligte Frist abgelaufen ist, das ganze Bad erfahren."

Kerauchi wandte sich um. Aber schnell war Feldern-Strüning neben ihm.

„Hören Sie mich an!"

Die Worte klangen wie ein Flehen, so daß sich der Japaner unwillkürlich zu ihm wandte.

„Hören Sie mich an," wiederholte er leise. „Wenn Sie mein Leben kennen, werden Sie mich verstehen und milder beurteilen. Ich habe damals auf Sachalin unter einem Zwange gehandelt —".

„Sie waren Rußlands Spion!" warf der Japaner ein.

„Ich bin russischer Untertan."

Kerauchi blieb überrascht stehen. Aber Feldern ließ ihm keine Zeit zu einem Einwurf, sondern fuhr fort: „Ich habe also getan, was Sie als Japaner für Ihr Land auch getan haben würden."

„Gewiß," sagte Kerauchi nachdenklich, „aber ich würde keinen andern verraten, niemand mit dem Verdacht des Betruges belastet haben."

„Im Kampfe um große Dinge darf man solche Rücksichten nicht nehmen. Daß das Schicksal gerade Ihren Vater traf, daß es seiner politischen Laufbahn ein Ende machte, und daß es Japan einen Teil Sachalins kostete —"

„Den wertvollsten," sagte Kerauchi mit Nachdruck. „Alles, was Sie da aufzählen, entlastet Sie nicht. Wenn ich mich selbst auf den Standpunkt Ihrer politischen Moral stelle, so komme ich doch zu demselben Schluß. Warum vernichteten Sie meinen Vater? Weil es das Interesse Ihres Landes — ich will jetzt nicht mehr sagen: Ihr eigenes — erforderte. Warum betrogen Sie Japan um die Hälfte von Sachalin? Im Interesse Rußlands. Nun gut. Das gleiche nehme ich für mich in Anspruch. Warum verließen Sie Weib und Kind? Weil Sie glaubten, durch die Flucht einer lästigen Verpflichtung ledig zu werden. Das ist Ihre eigene Sache. Aber diese niedrige Tat gibt Sie in meine Hand. Und Sie sind meinem Vaterlande gefährlich! Soll ich nun die Schlußfolgerung ziehen?"

Graf Feldern schwieg.

Sie waren an die Stelle gekommen, wo der Park sich in einem weiten Bogen gegen den herrlichen See öffnete. Von fern klang gedämpft die Musik aus dem Kursaal herüber.

Kerauchi nahm wieder das Wort:

„Ich will Ihnen eine Szene aus meiner Heimat erzählen. Dann werden Sie begreifen, daß ich nicht anders kann. Mein Vater hatte mich hinübergeschickt nach Petersburg und Peking, um aus dem Zusammenbruch — dem diplomatischen Japans und seinem eigenen finanziellen — womöglich noch etwas zu retten. Es war umsonst. Herr von Strüning hatte alles so wohl eingefädelt, daß auch alle Hoffnung verloren war. Als ich heimkam, sah ich meine Mutter und meine beiden Schwestern weinen. Wortlos wiesen sie auf ein Papier, das auf dem Tische meines Vaters lag. Wortlos las ich die ganze Schmach, die Sie, der sein Gast war, ihm angetan hatten. Drei Nächte fand ich keinen Schlaf, denn mein Vater hatte keinen Rächer. Er war in den Tod gegangen, weil er keine Möglichkeit sah, seinen Namen, den Namen eines Samurai von dem Makel zu reinigen, mit dem Sie ihn befleckt hatten. In der dritten Nacht erhob ich mich ächzend von meinem Lager. Im tiefsten Dunkel ging ich hinaus zum Friedhofe an meines Vaters Hügel. Meiner Sinne nicht mächtig, begann ich mit den Händen den Hügel aufzugraben, der meines Vaters sterbliche Reste barg. Nach stundenlangem Mühen gab ich's auf. Aber in die aufgerissene Erde hinein tat ich den Schwur, Sie zu suchen und — zu vernichten. Glauben Sie noch, daß Sie mich andern Sinnes machen können?"

Aus seiner sonst so klingenden Stimme war alle Weichheit geschwunden. Hart und spitz gellten seine letzten Worte durch die dunkelnde Einsamkeit.

Graf Feldern stöhnte auf und schlug die Hand vor das Gesicht.

Als er sie nach einer Weile sinken ließ, war Graf Kerauchi schon im Dunkel des schmalen Buchenweges verschwunden. Seine Schritte verhallten auf dem harten Sande.

Dem einsamen Manne, der verzweifelnd am Seeufer stand, schienen sie eine seltsame Melodie zu sein. Eintönig, wie die Schläge des Gongs, wenn der Priester zum Gebet ruft. Eine schaurige Mahnung: Acht Tage, acht Tage.

4.

Inspektor Wellace hatte in aller Stille seine merkwürdige Wohnung im Privathause des Doktor von Bergheim bezogen. Niemand war in das Geheimnis eingeweiht worden, nur Egon Balling mußte unterrichtet werden, weil er ja bei dem ersten Besuch des Inspektors im Hause des Arztes unfreiwilliger Zeuge gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Käthi Ditterich, Flörsheim, Grabenstrasse 20.
(Katharina Weil Ww.)
Einkaufszentrale Lotz & Soherr für über 75 Zweig-Geschäfte. — Preise genau wie im Hauptgeschäft.
Kurz-, Weiss-, Woll- und Modewaren

Für den Pfingstbedarf

empfehle
Schöne Auswahl in garnierten und einfachen Kinder- und Backfisch-Strohhüten
Knaben- und Herren-Strohhüten. Südwester, Babyhütchen, Batistbäubchen, Glanzgarn-Mützchen.
Russenkittel, Knaben-Waschanzüge und -Blusen. Baumwoll-Sweaters, Stoff- und Waschblousen, Waschjoppen.
Außerdem reiche Auswahl in Damen- und Kinder-Wäsche, Damen-Blusen in weiß und farbig.
Weiße u. bunte Kinder- u. Damenschürzen. Neu eingetroffen: Blusen- u. Kleiderstoffe in Mull, Voile, Zephir u. B'wollstoff.

Hofrat Faber's militärberechtigte
Privatschule mit Familienpensionat.
(Vollständige Realschule)
Erteilt Einjährigen-Zeugnis. — Sexta bis Untersekunda. — Individuelle Behandlung. — Tägliche Arbsitsstunden. — Aufsicht und Nachhülfe.
Leiter: Professf. Dr. Schäfer
Sprechst. 12—1 Uhr. Wiesbaden. Adelheidstr. 71.

Tüchtige Feuerungsmaurer
finden Beschäftigung auf längere Zeit bei gutem Lohn.
Franz Hof, Kamin- und Feuerungsbau Frankfurt a. Main, Schleusenstraße 18.

45 Pfennig für jedes Pfund alte Strickwolle
Altmetalle — Neutuchabfälle — Säcke
kauft zu höchsten Preisen
Brais Mainz, Korbgasse 12.

Ein ordentlicher, braver Junge kann die
Bäckerei und Konditorei
erlernen.
Näheres in der Expedition ds. Blattes.

Gold zu verdienen.
Tägl. 5—10 Mk. mit Kriegspostkarten-Verkauf. 25 Muster zu 10 Pfg.-Verkauf 1 Mk. Herren und Damen überall gesucht. D. Grödel Frankfurt a. M., gegründet 1850.

Herrlicher Blumen!
erzeugt Dr. Busleb's konzentrierte Pflanzen-Nahrung. Unerreicht in seiner unvergleichlichen Wirkung. à Pkt. 15, 25, 40, 65 Pf. u. 1 Mk. Nur bei:
Drogerie Schmitt.

Pfandscheine, Zahngebisse u. Teile Gold, Silber, Double, Brillant B. Martin jr. Mainz, Klarastraße 23

Privat-Entb. u. Pension
Fr. Schöner, Hebamme, Wiesbaden Bismarckring 15, 2

Schiefer-Tafeln
empfiehlt
Heinrich Dreisbach

Landwirtschaftl. Central-Darlehnskasse für Deuschland
Filiale Frankfurt a. M.
Lagerhaus Flörsheim am Main
Offeriere
Futter-Kartoffeln
billigst außerdem
Kainit zur Hedderich-Vertilgung
und rumänischer Saatmais.
Der Lagerhausverwalter

ff. Frankfurter Würstchen
Frankfurter Wurstwaren
rohen und gekochten Schinken
pa. Schweineschmalz u. Wurstfett, Dörrfleisch
Franz Racky, Eisenbahnstr.

Fest steht

dass meine Billigkeit und Auswahl in modernen, eleganten
Herren- Jünglings- u. Knaben-Anzügen
unübertroffen sind.
Aus meinen **reichhaltigen** und **neu sortierten** Lägern empfehle:

Herren-Anzüge prima Stoffe, neueste Mode
Mk. 16- 23- 28- bis 58-

Jünglings-Anzüge hochelegant, neueste Modelle
Mk. 12- 18- 24- bis 38-

Herren-Hosen alle erdenkl. Muster Mk. 4-6-9- bis 16-

Knaben-Anzüge für Schule und Sport.
Kieler-, U 9- und Prinz Heinrich-Form.
Wasch-Anzüge, Blusen und einzelne Hosen.

Ludwig Grau

MAINZ, Umbach 5.
Am Sonntag, den 16. Mai ist das Geschäft bis abends 7 Uhr geöffnet.

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen. | 28. Jahrg.
Expedition und Annoncen-Annahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Pfingsten.

Wie traurig schaut's in einem Haus — —
Wie wenig pfingstlich sauber aus . .
— Und ist's auch noch so wohlgekehrt
Ist jedem Staub der Platz verwehrt —
Wenn Die, „so schafft" ohn' Unterlaß,
Zuletzt das eig'ne Herz vergaß.

Auf der Flucht.

Roman von Otto Hoecker.

(Nachdruck verboten.)

Durch die sternenlose Nacht raste der Schnellzug dahin. Vom Rheine her kam er; als er Köln verlassen, hatte ihm die scheidende Sonne noch das Weggeleit gegeben, nun sauste das Dampfroß durch die endlose Niederung, die immer reizloser wird, je näher sie Hollands Grenze kommt.

Die Wagen waren überfüllt. Bei dem schwachen dämmernden Lichte der flackernden winzigen Gasflammen kauerten die Reisenden nebeneinander. Sie waren schweigsam geworden durch die lange Fahrt, saugten gähnend an ihren Zigarren oder versuchten schläfrig zu nicken. Manche Reisenden hatten auch wirklichen Schlaf gefunden und schnarchten rechtschaffen; andere wieder säuberten unermüdlich die vom Froste der Novembernacht angelaufenen Fensterscheiben und suchten in die Dunkelheit hinauszustarren.

Ein dicker Viehhändler in der dritten Klasse gähnte überlaut und zog protzig die schwergoldene Uhr auf. „Noch eine Stunde und wir sind in Holland," sagte er dann. Als keiner ihm Antwort gab, ließ er das speckige Kinn wieder auf die Brust herabsinken und schnarchte weiter.

Ein bleicher junger Mann in der einen Ecke des Abteils hatte die Bemerkung wohl gehört. Nun tastete er nach dem Kursbuch in der Ueberrocktasche, blätterte und suchte. Da — Seite 94 — um drei Uhr fünfzig Minuten früh verläßt der Zug die letzte deutsche Station. Man las oft, daß an dieser Station gesuchte Verbrecher gewissermaßen noch im letzten Augenblick ergriffen wurden. Der Telegraph hatte nach allen Richtungen zuvor gespielt und den an den Grenzstationen amtierenden Polizeiorganen eine möglichst genaue Personalbeschreibung des verfolgten Verbrechers übermittelt; geschäftig eilen nun die Polizisten von einem Wagen zum andern, und richtig fällt ihr Blick auf den Gesuchten, der sich vergeblich unsichtbar machen möchte. Ein kurzer Wortwechsel, ein verzweifeltes Ringen mit der Uebermacht . . . und dann das Klirren von Stahlfesseln, und ehe sich die übrigen Reisenden über den aufregenden Zwischenfall noch recht klar geworden, fährt der Zug ohne den Flüchtling weiter in die Nacht hinaus. — — —

Runen. Nach dem Gemälde von A. v. Neogrády.

Mühsam hielt der bleiche junge Mann ein Stöhnen zurück. Ah, läge ihm nur erst die letzte Station der Heimat im Rücken! Drüben im Holländischen war die Gefahr keine so große mehr; selbst eine telegraphische Verfolgung erforderte Zeit, da Auslieferungsbegehren von Regierung zu Regierung gestellt werden müssen — oder verkehrten im Falle eines Kapitalverbrechens die Polizeibehörden der verschiedenen Länder doch direkt miteinander? . . . Ah, über diese Marter, unausgesetzt denken und kombinieren, alle möglichen und unmöglichen Voraussetzungen ausspinnen zu müssen! . . . War er denn im Grunde nicht recht kindisch mit seiner Befürchtung, die Gerechtigkeit vermöchte ihm schon auf den Fersen zu sein? Niemand

Gemeinnütziges.

Nicht nur die Radieschen selbst, sondern auch deren zarte Stiele geben eine schmackhafte und bekömmliche Nahrung. Sie werden entweder mit Salz, Butter und etwas Pfeffer zu Brot verspeist, oder es wird daraus ein feiner Salat bereitet, indem man die zerschnittenen Blättchen und Stiele eine Stunde einsalzt und sie dann mit Oel, Essig oder Zitrone anmacht.

Gebackene Sardellen eignen sich als Zugabe von Salaten und frischen Gemüsen aller Art als erster Gang für ein besseres Mittagessen. Die Sardellen (es müssen die allergrößten sein) sind zu entgräten, zu teilen und eine Stunde in Milch zu wässern. Danach sind sie in dicken Eierkuchenteig (bestehend aus 2 ganzen Eiern, 6 Löffeln Mehl, wenig Salz) einzutauchen und die einzelnen Hälften schnell hellbraun zu backen.

Wie verhindert man das lästige Springen der Fischschuppen? Indem man die zu schuppenden Fische einfach in eine mit Wasser gefüllte Wanne legt und sie dann im Wasser schuppt. Sitzen die Schuppen sehr fest, taucht man den Fisch einen Augenblick in kochendes Wasser. Die lästige zeitraubende Arbeit erledigt sich dadurch in der Hälfte der Zeit.

Will man in der heißen Jahreszeit einen Braten verschicken oder von außerhalb empfangen, so erhält er sich 5 bis 6 Tage tadellos, ohne eine Spur üblen Geruches frisch, wenn man ihn in Weinblätter einhüllt, und reine Leinwand in eine aus Rum mit Salizylsäure gelöste Mischung taucht und um das grüne Paket fest schlägt.

Fingerzeige für Herstellung von Milchflammeris im Sommer. Während die meisten Hausfrauen darüber übereinstimmen, daß der beste Flammeri mit Milch und Mondamin hergestellt wird, begehen einige den Fehler, ihn fest zu machen, und andere rühren und kochen nicht genügend das Mondamin, wodurch die Milchspeise das liebliche Aroma und den köstlichen Geschmack verliert. Aeußerst vorteilhaft ist es, die nachfolgenden einfachen Fingerzeige zu beachten: Gebrauchen Sie nur frische Milch, ohne Wasserzusatz, und Mondamin. Nehmen Sie zu 1 Liter Milch 70 Gramm Mondamin, nicht mehr, wenn Sie auch gewöhnt sind, von anderen Verdickungsmitteln mehr zu nehmen. Verrühre das Mondamin mit ein wenig Milch und bringe den Rest der Milch zum Kochen, dann das angerührte Mondamin mit einem Teelöffel voll Butter und einer Prise Salz allmählich dazu fügen und das Ganze 10 Minuten lang gut durchkochen lassen. Dieses Einkochen ist sehr wichtig, es macht die Speise sahnig und gibt ihr hauptsächlich das köstliche Aroma. Schneiden Sie dieses Rezept aus und versuchen Sie es bei erster Gelegenheit. Sie werden sehr erfreut sein. Milchspeisen mit Obst sind schneller bereitet als Fruchtpasteten und Törtchen und bedeutend angenehmer in heißen Tagen. Natürlich nur Mondamin verwenden.

Geschäftliches.

Radikale Haarentfernung. Unliebsame Gesichts- und Körperhaare auf unschädliche Weise und ohne große Kosten zu verursachen radikal zu beseitigen, war bisher ein Rätsel, dessen Lösung die damit Behafteten sehnlichst herbeiwünschten. An Mitteln, die für diesen Zweck angepriesen wurden, hat es bekanntlich nie gefehlt, doch war das erzielte Resultat, falls man das eine oder das andere versuchte, meist unvollkommen. Das Beste blieb noch die elektrolytische Behandlung, die jedoch immer äußerst langwierig war, und zu der man sich wegen der hohen Kosten und der Schmerzhaftigkeit des Verfahrens nicht gern verstehen konnte, zumal vielfach auch noch die Narben zurückblieben. Wir nehmen daher gerne Anlaß, ein von der Firma H. Wagner, Köln 67, Blumenthalstr. 99, fabriziertes Präparat zu empfehlen, das bezüglich seiner haarvernichtenden Eigenschaft einzig dasteht und mit Recht als eine sensationelle Erfindung bezeichnet werden muß, da die Haut absolut nicht davon ergriffen wird. Die Erfindung ist beim Reichspatentamt unter Nr. 196617 in die Patentrolle eingetragen worden. Das Präparat kann nur durch vorstehende Firma, die alleinige Patentinhaberin, direkt bezogen werden, und ist der Preis von 5 Mk. in Anbetracht der hervorragenden Eigenschaften des Mittels sehr angemessen.

Welche Frau ist wirtschaftlich zu nennen? Die Sparsame? Nicht unbedingt, denn Sparsamkeit ist eine schlimme Eigenschaft, wird sie an unrichtiger Stelle gebraucht. Gibt es doch Frauen, die minderwertige Qualitäten einkaufen, nur weil sie billiger sind, als die gute Ware. Wirtschaftlich kann eine Frau erst dann genannt werden, wenn sie das Beste billiger bezahlt als die weniger gewandte Mitschwester. Dies aber kann oft nur durch kluge Disposition beim Einkauf geschehen. Hier ein Schulbeispiel. Wer im Winter Eier kauft muß oft mehr als das Doppelte des Preises entrichten, der im Frühjahr dafür bezahlt wird. Darum kauft die gewiegte Hausfrau ihren Gesamtvorrat an Eiern schon in jenen sonnigen Tagen, wenn sie noch ganz billig sind. Durch Behandlung mit Garantol (beim Apotheker, Drogisten oder Kolonialwarenhändler erhältlich) hält sich jenes wichtige Nahrungsmittel nicht nur länger als ein Jahr, sondern die Eier bewahren auch jenen naturellen so angenehmen Geschmack, die ihnen im Frühjahr zu eigen ist. Garantol hat übrigens noch einen anderen Vorteil: den Garantol-Eiern haftet nicht jener eigentümlich widerliche Beigeschmack an, der Eiern zu eigen ist, die — wie es früher üblich war — mit Kalk oder Wasserglas präpariert wurden. Das einfache, von jedem Kind verwendbare Verfahren ist so billig (ein Bruchteil eines Pfennigs pro Ei), daß der Kostenpunkt bei Garantol keine Rolle spielt. Nur auf Eines ist beim Einkauf Acht zu geben: Sämtliche Packungen müssen die Schutzmarke II im Ei aufweisen. Es kommen nämlich auch minderwertige Nachahmungen in den Handel.

A. M. n.

Verlangen Sie portofrei meinen Katalog Nr. 11 über wenig getrag., vom besten Publikum stammende Kavalier-Garderobe zu staunend billigen Preisen. Kein Risiko! Für Nichtpassendes sende Geld zurück. **J. Kalter, München, Tal 19.**

Besonders billig. Das vielbegehrte graue Strumpfgarn Serie 49 zu Militärsocken, haltbarer als manche teure
Strick-Wolle
liefert das Pfd. zu 3 Mk. geg. Nachn.
Erfurter Garnfabrik
Hoflieferant in Erfurt W. 23.

Straußfedern
echt afrikanische, hutfertig, in Tiefschwarz und Schneeweiß. Einige vorteilhafte Nummern aus dem reichhaltig. illustrierten Katalog, der gratis u. franko versandt wird: 46 cm lg., 17 cm breit M. 4,50, 50 cm lg., 20 cm breit M. 8,50, 52 cm lg., 22 cm br. M. 15,00. Geknüpfte Pleureusen von M. 4,50. Echte Reiher von 2,50 an. Versand (ev. auf 8tägige Probe per Nachnahme) gegen Nachnahme. Franz Hohnen, Düsseldorf, Kaiserstr. 29 a. Reinigen, Färben, Kräuseln, Umarbeiten nach 24jähriger bewährter Erfahrung.

Sagen Sie Ihrer Frau
daß man Eier im Frühjahr bei billigen Preisen mit
Garantol
einlegt, um viel Geld zu sparen und im Winter stets tadellose, frische Eier zu haben.
Tausendfach empfohlen.
Paket für 100 Eier 25 Pf.
Überall zu haben.

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen garantiert. Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! fr'ko. M. 2,70 (Nachn. 2,95). Gold. Medaille London, Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Dankschr. beiliegend. Allein echt nur d. Apotheke z. ehernen Mann, Strassburg 28 Els.

Fußschlüpfer
Vorzüglich im Felde bewährt. Kamelhaar-Ersatz im Strumpf zu tragen. ½ Dtz. Paar M. 3,50. Probepaar gegen Einsendung von M. 1,10.
Kamerhuis, Lübeck.
Bei größerem Bedarf Rabatt.

Zimmer-Klosetts
Bidets
Krankentische.
Joh. Reichel
Petersstraße 13.
Leipzig.

Felsen-Fahrräder (weltberühmt), kräft. Bau, leicht. Lauf. 35, 48, hochf. 65 M. 10 Jahre Gar. Verpack. fr. Lief. Laufd. 1,95, 2,50 m. Gar. Schlauch 1,50, 1,80 m. Gar. Fusspumpe 35 Pf., Kett., Glock. etc. z. fabelh. bill. Pr. Kat. ums. Gebrüder Hofacker (Fahrrad-Exp.) in Witzhelden, Kr. Solingen I.

Hienfong-Essenz
I. Wiederverkäuf., extr. stark 2 Dtzd. 2,00 M., 24 Dtzd. 4,50 M., 1 Dtzd. 2,00 M.
G. Seeliger, Waldenburg i. Schl.

Gegen Monatsraten von 3 Mk. an
ohne Anzahlung
5 Tage zur Ansicht
liefern wir Brennaborwagen, gr. u. kl. Metallbettstellen usw. Illustr. Katalog gratis und frei.
Mora G. m. b. H. Postf. 508/509, **Breslau II**

Musik-Instrumente
für Private und Gastwirte.
Orchestrions — Automaten
Teilzahlung **PIANOS** Katalog gratis
Otto Hopke, Eisenberg S.-A., Nr. 40.

:: Wollen Sie ::
elegant und billig gekleidet gehen? Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog Nr. 45 über wenig getragene Kavaliersgarderoben.
: Risiko ausgeschlossen! :
Diamand, München, Buttermelcherstr. 5.

„Echte Harzerkäse"
1 Postkiste (100 Stück) frank. M. 3,50
2 Postkisten (200 Stück) frank. M. 6,75
vers. gegen Nachn. die Harzerkäserei von
Albert Schomburg, Stiege (Harz).

Leichten Nebenverdienst finden Damen u. Herren aller Ständen, meinem vaterl. Kriegsschmuck. F. Vogel, Leipzig-Plagwitz, Karl Heinestrasse 77. Muster gegen Einsendung von 60 Pfg.

Alles
für Dilettantenarbeiten,
Vorlagen u. Anleitungen f. Laubsägerei, Einlegearbeit, Schnitzerei, Holzbrand, etc., sowie alle Utensilien u. Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge für 50 Pf.)
Mey & Widmayer, München Abt. 218.

Karmelitergeist
Carmol tut wohl
bei Rheuma,
Hexenschuss, Kopf-,
Hals-, Zahn- und
Gelenkschmerzen.
Fl. Mk. 0,75, 1,25, 2,—, 3,50
Verlangen Sie in Apotheken und Drogerien
ausdrücklich Carmol

+ Damenbart +
Nur bei Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, verschwindet **sofort** jeglicher unerwünschte Haarwuchs **spur- und schmerzlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer.** Sicherer als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein Risiko, da Erfolg garantiert, sonst Geld zurück. **Preis 5 Mark** gegen Nachnahme. **Herm. Wagner, Köln 67, Blumenthalstr. 99.**

Das Wissenswerte von unserem Heere zu Lande, zu Wasser und in der Luft enthalten folg. Werke d. **Miniatur-Bibliothek**
von denen jede **Nummer 10** Pfennig kostet.
1. Unser heut. Heerwesen
191. Die Deutsche Kriegsmarine
205. Telegraphie oh. Draht
255/256. Rauchloses Pulver und Sprengstoffe
287/288. Luftschiffe
289. Unterseeboote und Torpedobootszerstörer
290. Torpedos u. Seeminen
400/402. Einteilung, Uniformierung und Garnisonen des deutschen Reichsheeres
1016. Handfeuerwaffen
1017. Unsere Geschütze
1026/1028. Neue Flugzeuge
1096/1098. Der Samariter
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch den Verlag.
Albert Otto Paul, Leipzig 27.
Bei direktem Bezuge für je **10 Nummern** 10 Pfennig Porto.

Knix das sicherste Schutz- und Vertilgungs-Mittel **gegen Ungeziefer.**
Knix vernichtet auf Kopf, Körper und aus Kleidern **alles Ungeziefer** und **schützt vor neuer Brut!** Daher praktischer und billiger, wie alles bisher Gebotene. **Große Flasche 75 Pfennig.** Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Man verlange ausdrücklich das ges. gesch. Radikalmittel „**Knix**" und weise Ersatzpräparate entschieden zurück. Bei vorheriger Einsendung von **M. 1,—** direkter Versand franko (auch in's Feld), 3 Flaschen franko **M. 2,50.**
GERMANIA-HAUS, Chemnitz (Sa.), Abt. A.

Auch während des Krieges
billigste Preise für meine bekannten
Hemdentuche und Leinen u. s. w.
20 m Hemdentuch starkfäd. 13,— u. 10,80 M.
20 m Hemdentuch feinfädig für . . . 11,25 M.
20 m Schirmleinen (Linon) für . . . 11,— M.
15 m Halbleinen (Rasenbleiche) 83 cm breit . . . . 12,75 M.
15 m Halbleinen, mittelkräftig, 160 cm breit . . . . 22,50 M.
15 m Reinleinen, mittelst., 160 cm br. 36,— M.
6,20 m Bettzeug (Streifenmuster) 130 cm breit . . . . 10,50 u. 9,25 M.
6,20 m Bettdamast (versch. Muster) 130 cm breit . . . . 10,75 M.
= Proben u. Preislisten postfrei. =
J. W. Siltzer, Hannover.

Druck und Verlag der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berliner Str. 40. Verantwortlich: Max Eckerlein, Charlottenburg, Weimarer Str. 40.

hatte ihn gesehen, als er sein Opfer aufgesucht, kein Mensch es wahrgenommen, als er geflohen war . . . und wenn man den Toten inzwischen auch gefunden hatte — wer sollte darauf kommen, daß ausgerechnet gerade er es gewesen war, der —?

Unsinn, er war sicher, unbehelligt zu bleiben; ruhig konnte er den Kopf an die Rückwand lehnen und wenigstens versuchen, den langentbehrten Schlaf ein wenig nachzuholen.

Aber als bald darauf die Lokomotive gellend und anhaltend zu pfeifen begann, da hob ihn neuer Schrecken wie mit Riesengewalt fast vom Sitze empor.

Die Grenzstation war erreicht. Nun hielt der Zug, die Türen wurden aufgerissen. Ein Mann in dunkler Uniform stand auf dem Trittbrett draußen und schaute den sich Verfärbenden scharf an. Diesen beschlich sekundenlang das wahnwitzige Verlangen, an dem Beamten vorüber in die Nacht hinaus zu entspringen, und hätten ihm die schlotternden Glieder eben nicht den Dienst versagt, würde er dem elementaren Drange sicherlich nachgegeben haben. Und doch hatte ihm dieses memmenhafte Gewissen nur einen Streich gespielt, denn nur der holländische Schaffner war es, der seinen deutschen Kollegen abgelöst hatte und sich nun die Fahrkarten vorzeigen ließ.

Endlich ging es weiter durch die Nacht. Wie diese ewig sich streckte! Die Zeiger auf der ersten holländischen Stationsuhr liefen schneckengleich eine volle Stunde hinter den deutschen Bahnuhren her, als ob die Sonne nicht aufgehen wollte, um den Ruchlosen nicht in das gezeichnete Angesicht schauen zu müssen.

Dennoch wurde es endlich Tag. Dem finster geballten Nebel zum Trotz, der über den fruchtbaren Wiesen des flachen Marschlandes sich streckte, stieg siegreich das leuchtende Tagesgestirn. Auf den Bahnhöfen unterwegs drängten sich die Menschen, den Frieden eines guten Gewissens im Gesicht; junge Studenten, halbflügge Mädchen mit Mappen im Arme, dazwischen behäbiges Bauernvolk in ungefügen Holzschuhen. Ein Heißhunger nach solchem Frieden kam den Flüchtling an. Was er darum gegeben hätte, den Tag zuvor aus der Welt schaffen, die unselige Tat ungeschehen machen zu können! . . . Doch zurück mit all diesen Jammerrufen eines überreizten Gewissens in die verschwiegene Herzenstiefe — dort tauchte eben eine blinkende Helmspitze auf; ein öffentlicher Sicherheitswächter ist es, der die verschiedenen Abteile mit wichtiger Amtsmiene mustert. Und als er längst vorüber, und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, da haftete noch immer kalter Angstschweiß in dicken Tropfen auf des Flüchtlings bleicher Stirn.

Endlich war Rotterdam erreicht. Wieder ein blinkender Schutzmannshelm. Neben dessen Träger stand ein uniformierter Mann mit Silberbuchstaben auf der linken Kragenpatte. Wie dieser die aussteigenden Reisenden, einen nach dem anderen musterte! Was für Papiere er in den Händen tragen mochte? Nun faßte er den Flüchtling ins Auge, und wie unter seinem Blicke gebannt blieb dieser stehen. Er wußte, daß sein Benehmen auffällig war und er sich dadurch verraten mußte, sicherlich war es ein Detektive oder sonst ein Spezialpolizist, der sein Signalement bereits schwarz auf weiß in Händen hatte.

Eine Buchdruckerei im Unterstand bei Bailly.

Und da trat der Schreckliche auch schon an den noch immer regungslos Stehenden heran und sprach ihn an. Aber es war kein spürender Polizist, sondern nur der Kommissar der großen Dampfschiffgesellschaft, der mit geübtem Blicke sofort den Ueberseepassagier erkannt hatte.

Befreit atmete der Unglückliche auf; am liebsten wäre er dem Manne um den Hals gefallen. Wie im Traume schritt er neben diesem einher und hörte von ihm, der Dampfer werde abends um sechs Uhr in See stechen; es sei diesmal nur einer der älteren Dampfer mit einer einzigen Schraube, wohl gegen zwölf Tage dürfte es währen, bis er New-York erreichte, während die neuen Schiffe in sieben bis acht Tagen die Reise zurücklegten; dafür aber sei viel Platz und die Verpflegung vortrefflich.

Im Bureau der Dampferkompagnie ein kurzes, oberflächliches Verhör. Da waren einige Fragen zu erledigen, deren Verantwortung gutgläubig hingenommen wurde, kein Ausweis wurde verlangt, man trug den neuen Passagier nach seiner Angabe als Herrn Willi Rathgens aus Köln in die Kajütliste, fertigte das „Ticket" auf diesen Namen aus — und der neugebackene Herr Rathgens schritt gehobenen Muts aus dem Bureau.

Aber die vom blinkenden Sonnenschein und den vielen neuen Eindrücken in der fremden, volksbelebten Stadt erzeugte Frohstimmung währte nur wenige Stunden lang. Als der Abend niederdämmerte und es die Zeit geworden war, an Bord zu gehen, da war es dem Flüchtling nicht anders, als ob schwere Schatten auf ihn niederfielen und den trügerisch heiteren Grundton aus seiner Seele bannten. Eine innere Stimme weissagte ihm, daß nunmehr sein Geschick sich erfüllen mußte. Endlos streckte sich die Fahrt nach dem Außenhafen, in welchem die „Spaarndam" verankert lag. Düstere, langgestreckte Gebäude ringsum, die Straßen schmutzig und von schwerbelasteten hochbeladenen Frachtwagen vielfach versperrt. Zu guter Letzt ein plötzlicher Aufenthalt. Eine Drehbrücke war abgefahren worden, um Segelschiffe durchzulassen, und auf beiden Seiten türmten sich wahre Wagenburgen an. Die Kutscher hockten auf dem Bocke oder standen neben ihren Fuhrwerken

Deutsche Soldaten als Gemüsegärtner in Feindesland.

Die junge Frau sah noch blässer aus. Einen Augenblick starrte sie zu Boden. Ihr Gatte räusperte sich. Einen kurzen Blick warf er auf seine Frau, dann sah er, die Hände auf seinen Säbel gestützt, unverwandt die Richter an.

„Ich will aussagen," erklärte die junge Frau.

„Bitte —"

„Ich bin dem — Unteroffizier niemals entgegengekommen. Ich — ich kannte ihn ja gar nicht, den Menschen."

„Ist das richtig, Angeklagter?"

In dem Gesicht des Unteroffiziers zuckte keine Wimper.

„Es ist richtig, Herr Major."

„Hm. Und sonst haben Sie nichts zu Ihrer Verteidigung vorzubringen? Sie haben das letzte Wort, Angeklagter . . ."

„Zu Befehl, ich habe nichts vorzubringen, Herr Major."

„Dann erteile ich dem Vertreter der Anklage das Wort."

Freiherr von Brandenberg erhob sich und wies mit wenigen Worten auf die Dreistigkeit des Angeklagten hin. Die Worte, die der Angeklagte an eine ehrsame Frau, noch dazu an die Frau eines Vorgesetzten, gerichtet habe, stellten eine schwere Beleidigung dar. Strafmildernd sei lediglich, daß der Angeschuldigte heute in allen Punkten der Wahrheit die Ehre gegeben habe. Auch seine Beurteilung durch Oberleutnant Müllers sei gut. Der Tatbestand aber sei erwiesen. Er beantragte deshalb die Verurteilung des Angeklagten Uhde im Sinne der §§ . . . . .

„Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück," verkündete Major Guntermann. Die Herren erhoben sich.

„Der Fall liegt ziemlich einfach, meine Herren," sagte der Graf, „der Angeklagte ist geständig. Nach meinem Dafürhalten können wir auf eine einfache Ehrenkränkung abkommen. Wie denken Sie, meine Herren? Der Unteroffizier macht keinen schlechten Eindruck. Im Gegenteil —"

„Ich muß sagen," erklärte Rittmeister von Wagner, „daß ich den Fall durchaus nicht für leicht halte —"

Gotz von Reichenhausen nickte.

„Durchaus meine Ansicht —"

„Der Mann ist mit den elementarsten Gesetzen aller landläufigen Ehrbegriffe in Konflikt geraten —"

„Sehr richtig!"

„Meine Herren, wir sind meistens nicht nur vor dem Buch der Bücher allesamt Sünder, sondern —"

„Herr Major, hier kenne ich keine Entschuldigung!" Fedor hatte es gerufen. „Mag der Mensch noch so gut qualifiziert sein — darauf gebe ich rein nichts. Solche Qualifikationen, wie sie da Müllers geschrieben hat, entstehen post festum, wie man weiß — mag der Mensch fernerhin scheinbar honorig gehandelt haben — für mich ist er ein Ehrloser. Er hat an die Heiligkeit der Ehe —"

„Aber bester Gotz!"

„Ich bin derselben Ansicht!" sagte der Rittmeister. „Ich bin für eine empfindliche Bestrafung."

„Sie haben es in der Hand, meine Herren Richter — bitte, stimmen Sie ab."

Fünf Minuten später verkündete Graf Guntermann den Richterspruch: „Der Angeklagte wird wegen Beleidigung der Ehefrau Knorre zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. — Sie haben das Recht, Berufung einzulegen, Unteroffizier Uhde, wenn Sie glauben, daß Sie zu hart oder zu Unrecht bestraft sind. Sie erreichen dadurch, daß Ihre Sache erneut zur Verhandlung vor dem Kriegsgericht in Breslau kommt. Sie können sich die Sache überlegen, Sie können sich aber auch gleich erklären —"

Unteroffizier Uhde stand hochaufgerichtet da. „Herr Major," sagte er, „ich nehme die Strafe an."

„Dann erkläre ich die Sitzung für geschlossen!"

Vizewachtmeister Knorre stützte seine Frau. „Ich werde Dir ein Glas Wasser holen," sagte er, „es ist aber auch wirklich höllisch heiß hier."

Gotz von Reichenhausen verabschiedete sich. „Der Mensch hat das Urteil angenommen, er hatte offenbar noch eine strengere Strafe erwartet."

11.

Bei Oberst Dürr war die ganze Familie heiter um die Teestunde beisammen. Ein Abend, den der vielbeschäftigte Kommandeur, statt in seinem Arbeitszimmer, ruhig im Kreise der Seinigen verbringen durfte, galt diesen immer als ein besonderer Abend. Oberst Dürr pflegte dann die Litewka aufzuknöpfen und sich behaglich im Schaukelstuhl zurückzulehnen.

Der Vater hatte sich schon wiederholt geräuspert. Es schien, als drucke er an irgend einer feierlichen Sache, die er sagen müsse, und die ihm nicht recht heraus wollte. Ein großer Sprecher war Oberst Dürr nicht. Während er an der Zigarre sog, betrachtete er seine Tochter Pauline mit Wohlgefallen. Paula war die Aelteste. Sie war nach ihm geraten. Das wechselnde Mienenspiel ihres rosigen Gesichts zeigte, daß es ihr nicht entging, wie der Vater sie heute so merkwürdig verstohlen ansah.

Sie fuhr sich mit der Hand an die Stirn und strich das schwarze Haar, das sich ungebannt in seidener Fülle bauschte, aus dem Gesicht zurück.

„Nun?" fragte die Mutter.

Der Oberst stand auf. „Liebe Kinder," sagte er. „Ich habe Euch eine wichtige Mitteilung zu machen. Sie betrifft vor allem Dich, Paula."

Der Tochter schoß das Blut, wie gewöhnlich, rasch ins Gesicht. Dieser schnelle, lebhafte Farbenwechsel war eine Eigenart von Pauline Dürr.

„Mit Mama habe ich schon gesprochen," fuhr er fort. „Ich habe heute einen Besuch gehabt auf meinem Regimentszimmer. Es war einer da, der etwas von mir wollte. — Ahnst Du, wer, liebe Paula?"

„Wer könnte das gewesen sein?" staunte sie unbefangen. — Aber im selben Augenblick wurde sie rot. Sie faßte unwillkürlich nach dem Herzen.

„Der junge Herr, der in meinem Geschäftszimmer war und mich gehorsamst gebeten hat, sich um Deine Hand bewerben zu dürfen, heißt —"

„Christian Deef!"

„Ganz recht. Christian Deef, Oberleutnant im Regiment „Graf Schlitz", und ich als Vater habe ihm geantwortet —"

Pauline war schon auf den Vater zugeflogen.

„— Habe ihm geantwortet, daß ich Dir selbst, mein Paulus, die Entscheidung überlassen wollte. Denn daß es so um Euch stand, das konnte ich natürlich nicht wissen. Nun habe ich plötzlich Deine Antwort, ehe Du noch die Lippen aufgemacht hast!"

„Ist das meine scheue, schüchterne Paula?" fragte die Mutter. „So heimlich hast Du das alles gemacht? Selbst ich und Deine Schwester haben nichts gewußt!"

Pauline lächelte, während die Mutter ihr über den Scheitel fuhr. Wie im Traum lächelte sie. Sie vermochte keine Klarheit in ihre Gedanken zu bringen — Christian Deef! Also waren die intimsten Träume, die sie niemand im Leben, auch der Mutter, auch Irene nicht, verraten hätte, nicht nur leere Hoffnungsträume gewesen! Wie schön war es, wie sonnenhell auf dieser Welt. Sie liebte ihn, und er liebte sie!

Oberst Dürr machte sich sanft aus den Armen seines dankbaren Kindes frei.

„So will ich nicht länger säumen und Deinen Ritter lobesam Christian rufen. Viel Zeit, das Verlöbnis zu feiern, hat er nämlich nicht, unser Deef. Uebermorgen geht es nach Potsdam —"

„Ich weiß — Christians Kommando zur Garde-Division!"

„Und Du, Frau, machst unterdessen draußen einen Tisch in der Laube zurecht. Was der Keller hergibt, dafür will ich sorgen. Man feiert nicht alle Tage Verlobung in unserm Regiment."

Er ging in sein Zimmer und die Damen hörten, wie er das Offizierskasino anklingelte.

„Christian erwartet dort die Entscheidung!" flüsterte die Mutter.

Im Kasino saßen um diese Stunde nur fünf Gäste: Lipinsky, „die beiden Sittiche", Fahnenjunker Büllmann und etwas abseits, nervös in den Journalen blätternd, Christian Deef. Der größte Teil der Herren war nach Breslau gefahren, wo am nächsten Tag Concours hippique stattfand. Fahnenjunker Spinner aber lag im Lazarett, er war mit dem Pferde gestürzt und hatte eine böse Quetschung davongetragen.

Die Lichter in den silbernen Armleuchtern waren bereits tief heruntergebrannt. In halber Höhe über der noch gedeckten Tafel schwebte eine flache blaugrüne Wolke flink dahinflatternd, sobald eine der Ordonnanzen die Flügeltüren öffnete.

Die Wolke war das Verdienst von den beiden Wellensittichen, die um die Wette rauchten.

Eine Schachtel von zwanzig Stück machte Leinsdorf mit Leichtigkeit an einem Abend leer, und sein Komparse Prittwitz gab ihm nicht viel nach. Dafür waren die beiden Jünglinge sonst verhältnismäßig solid. Sie tranken Cider, den das Kasino aus der Bretagne bezog, aus hohen Gläsern, in denen kleine Eisstückchen schwammen. Prittwitz nahm spielend den langstieligen Löffel, der zum Umrühren diente, zur Hand und zog mit dessen Spitze ein paar Längsrillen auf dem weißen Damast.

(Fortsetzung folgt.)

an der Gewißheit, daß jener, den sie für einen Vaganten gehalten, ihr gesellschaftlich gleichsteht und nun sicherlich nicht mehr zögern wird, das Mißverständnis, dem sie zum Opfer geworden, seiner Nachbarin unter fröhlichen Scherzen zu erzählen.

Am liebsten wäre sie vor Scham und Aerger in den Boden gesunken und nur mit Mühe vermochte sie, an den Platz gebannt, das Aufheben der Tafel abzuwarten.

Sobald sich nur die Gelegenheit dazu bot, wollte sie sich heimlich davonstehlen aus dem Kreise der heiteren Menschen, denen sie ja doch nur als Zielscheibe von allerhand Spötteleien dienen konnte. — Endlich war der Augenblick gekommen.

Ein Druck auf die Türklinke, und sie stand im Hausflur, im Begriff, in die Hüllen zu schlüpfen und dann ins Freie zu gelangen.

Allein einer hatte ihr Verschwinden doch bemerkt. Mit schnellen Schritten war er ihr nachgeeilt und während sie noch an ihren Knöpfen nestelte, hörte sie eine bittende Männerstimme über sich: „Nicht so, mein gnädiges Fräulein!"

Verwirrt blickt Annemarie auf: „Mein Herr . . ."

„Dr. med. Ferber," vollendet der andere. Und fährt dann lächelnd fort: „Als Arzt auch etwas Seelenforscher und daher wohl in der Lage, den Grund zu erraten, aus dem Sie uns Ihre Gegenwart entziehen wollen."

Und als zweifle sie keinen Augenblick an einer ihm innewohnenden derartigen Fähigkeit, erwidert Annemarie schüchtern: „Nun ja, ich schäme mich und fürchte, ausgelacht zu werden!"

„Von wem, Fräulein Jebens? Etwa von mir, dem die Erinnerung an das Pfingstfest heilig sein wird bis an das Ende meiner Tage?"

Alle Lustigkeit ist mit einem Schlage aus Dr. Ferbers Antlitz verschwunden; ja, seine Stimme klingt so ernst, daß der Mut seines hübschen Gegenübers wieder zu erwachen beginnt.

„Also sind Sie mir nicht mehr böse, Herr Doktor?"

Wie innig ihn die beiden dunklen Augensterne anblicken.

„Erstens niemals gewesen, meine Gnädigste, und zweitens nun von ganz gegenteiligen Anschauungen durchdrungen!"

Bei diesen Worten überflutet eine Purpurwelle des jungen Mädchens Wangen. Aber es scheint, als hätte Max Ferber davon nichts gesehen.

Diensteifrig hilft er ihr, die schützende Hülle umzulegen, um dann mit selbstverständlicher Miene ebenfalls nach Hut und Mantel zu greifen.

„Sie wollen auch schon fort?"

„Jawohl, Sie begleiten, mein gnädiges Fräulein, um Ihnen draußen bei Sternenschimmer noch einmal das Lied zu singen, das mir seit gestern nicht mehr aus dem Sinne will:

„Und wenn ich niemals mehr im Leben dich wiederseh . . ."

* * *

Würde man nach der Dauer der Zeit urteilen, dann müßte das anspruchslose kleine Lied unendlich viele Strophen gehabt haben, wenigstens war Mitternacht lange vorüber, als sich Sänger und Zuhörerin im dunklen Stadtpark endlich von einander trennten und ob der erstere nur gesungen, das kann der Chronist nicht verbürgen, wollen doch Vorübergehende aus jenem lauschigen Winkel, wo die beiden gesessen, häufig Töne gehört haben, die mehr an ein Liebesgeflüster, als an Gesang erinnerten.

Gescheitert.

(Fortsetzung.) Roman von Viktor Helling. (Nachdruck verboten).

Fedor überlegte, was er am Abend beginnen sollte. Den gestrigen Abend hatte er Hilda gewidmet. Ihre Augen hatten voll Tränen gestanden. Er war zärtlich und liebevoll gewesen. Hilda durfte nicht wissen, daß es für ihn mit ihrer Eroberung noch nicht zu Ende sei mit dem großen Wunder der Liebe. Ihm würden noch größere beschieden sein. Asta von Felsen war in ihrer Art ebenso schön wie die schöne Hilda. Sie war außerdem frei. Das war ein großer Vorzug, das sicherste gegen alle unliebsamen Ueberraschungen und Entdeckungen. Und abgesehen davon, daß sie nicht das Weib eines anderen war, war sie auch noch über die Maßen reich. Der alte Röchling baute ja Schiffe! Es war ein neuer Adel allerdings, aber im ganzen Reiche hochangesehen. Und von Felsen hieß es, er habe eine Million hinterlassen. Hilda hatte es ihm ja selbst erzählt. Und Felsen war aus einwandfreier alter Familie gewesen. Hier gab es nichts lange zu überlegen. Hier brauchte er sich über kein engherziges Vorurteil hinwegzusetzen. Es war eine Pflicht des Verstandes, Hilda der anderen zu opfern.

Leid tat sie ihm natürlich — sehr leid. Sie war eben doch eine verritable beauté, und sie liebte ihn mit der ganzen Hingabe einer ersten Menschenliebe. Tausendmal hatte sie es ihm zugeflüstert, daß er den Sonnenschein in ihr Leben gebracht hatte. Aber diese Verblendung würde schon vergehen. Da war ihm nicht bange. Es schwebte ihm zwar die Zukunft mit unklaren Empfindungen etwas unbehaglich vor, aber er kämpfte solche Gefühlsregungen in der Regel schnell nieder. Auf diesem runden Stern hieß es in erster Linie Utilitarist sein.

Ein herangaloppierendes Pferd riß ihn aus seinen Gedanken. Herrenlos kam es herangebraust. Beim Anblick von Fedors Rappen stutzte es und fiel in Trab. Dann tänzelte es mit niederhängenden Steigbügeln dicht um Fedor herum. Aber als er sich dem Tiere, das er als Schwadronspferd erkannte, zu nähern versuchte, schlug es mit aller Kraft aus und stürmte aufs neue in munteren Sprüngen davon. Der Anblick war ein alltäglicher. Fedor sah dem Tiere ruhig zu. Er wußte, daß es die Behaglichkeit, sich in voller Ungebundenheit zu tummeln, bald genug aufgeben würde. Er saß ab und zog ein Stück Zucker aus der Tasche. Als sich das Pferd beruhigt hatte, lockte er es heran, und dann, mit schnellem Griff, hatte er es an dem herunterhängenden Trensenzügel gepackt.

„Siehst Du, mein Ausbund, Dich hätten wir!"

Vom Trompeterkorps kam ein Hoboist angaloppiert und nahm dem Oberleutnant das Tier ab.

„Wessen Pferd ist das?"

„Ich glaube, wenn ich mich nicht täusche, ist es das Dienstpferd „Gambetta", Herr Oberleutnant, das der Fahnenjunker von der Vierten reitet." — „Aha!"

Er saß wieder auf und sah nach der Uhr. In fünfzehn Minuten mußte er in der Kaserne sein.

Fedor trat rechtzeitig in das Unterrichtszimmer, in dem das Standgericht stattfinden sollte. Der Bursche erwartete ihn an der Tür mit Helm und Feldbinde.

Dann meldete er sich bei Major Graf Guntermann als Richter. Die Herren rauchten eben eine Zigarette zu Ende. Außer Götz v. Reichenhausen waren noch Rittmeister v. Wagner und der Regimentsadjutant zugegen, ein Protokollführer und eine Ordonnanz.

„Nun, da können wir ja anfangen," sagte der Major.

„Um was handelt es sich denn?"

„Eine schwere Beleidigung. Ein Unteroffizier von der Dritten hat die Frau eines Wachtmeisters beleidigt. Wir werden die Frau vernehmen. Bitte, wollen die Herren Platz nehmen!"

Die Sitzung wurde eröffnet. Die Offiziere legten ihren Richtereid ab. Es folgte eine Feststellung der Personalien des Angeschuldigten.

Es war ein junger, bildhübscher Unteroffizier. Die Anklage legte ihm zur Last, daß er der Frau des Vizewachtmeisters aufgelauert und sie um ein Stelldichein gebeten habe.

Der Angeklagte gab das zu. Vizewachtmeister Knorre, der von einem Parterrefenster Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalls gewesen war, hatte Strafantrag gestellt.

Die Frau war blaß und zitterte. Mit gepreßter Stimme machte sie ihre Aussage. Um so energischer berichtete der gekränkte Ehemann über den Vorgang.

Der Angeklagte wurde gefragt, ob er gegen die beiden Aussagen etwas einzuwenden habe. Er verneinte, er war in allen Punkten geständig.

Der Vorsitzende machte ihn darauf aufmerksam, daß er doch in der Voruntersuchung versucht habe, die junge Frau Knorre zu belasten. — Er erklärte: „Diese Aussagen ziehe ich zurück."

„Warum?"

„Weil sie falsch sind, Herr Major!"

„Hm. Wie verhält sich das, Frau Knorre? Der Angeklagte hat früher ausgesagt, Sie seien ihm entgegengekommen, ja er geht sogar noch weiter — Sie können übrigens Ihre Aussage verweigern, wenn Sie glauben, daß Sie sich dadurch selbst belasten. Nun, bitte, wie steht es damit?"

und warteten mit holländischem Phlegma, bis das Verkehrshindernis beseitigt sein würde — ob und zu streifte wohl auch ein Blick den in seiner Droschke vor Ungeduld fast Vergehenden. Was dieser darum gegeben hätte, wäre es ihm möglich gewesen, sich in einen der schmierigen Fuhrknechte zu verwandeln! Aus deren plumpen Zügen sprach das Behagen; wie sie aus ihren kurzen Tonstummeln pafften und breitbeinig standen — das ging Abends zur Kneipe, Sonntags zum Tanz, lebte eine Woche um die andere dahin, dachte nicht an Höheres, war aber stillvergnügt und schnarchte Nachts! Er, der bleiche Gesell, würde den guten Schlaf niemals wieder kennen lernen. Ergriffen sie ihn nicht und brachten ihn in den Kerker, dann war ein anderer Verfolger da — jener stille Mann mit dem stummen, fürchterlichen Vorwurf in den verzerrten Zügen! Schon jetzt hatte der Flüchtling oft das Gefühl, als ob der Sitz neben ihm nicht leer sei, als ob ein anderer neben ihm säße.

Da war endlich das Schiff! Undeutlich traten seine gewaltigen Konturen aus der immer dichter herabgedämmerten Dunkelheit. Aus dem Riesenrumpf funkelten zahllose Lichter und erschimmerten in dem schmalen Wasserstreifen, der zwischen Land und Schiff dahinfloß. Kreischen und Dröhnen, Hasten und Eilen! Kaufmannsgüter wurden von den Dampfkranen noch in den Raum gestaut, da waren noch so viele Ballen und Kisten mauerhoch getürmt, daß ein Fertigwerden zur rechten Zeit schier unmöglich erschien.

Wieder blinkende Schutzmannshelme, darunter sogar einige berittene Mannschaften. Sie hielten ein stattliches Menschenhäuflein in engem Banne, Auswanderer, die im Zwischendecke reisten und erst im letzten Augenblick an Bord gelassen wurden.

Wie im Traume folgte der Ankömmling den beiden Stewards, die sein Gepäck an Bord brachten. Nun schritt er über die enge Verbindungsbrücke. Gleich darauf stand er im hellerleuchteten Vorsalon, von dem die teppichbelegten Treppen zu den beiden Oberdecks und hinunter nach den Schlafkabinen der Kajütpassagiere führten. Ein Häuflein Schiffsoffiziere stand zur Begrüßung der Fahrgäste bereit, und neben den schlicht uniformierten Seeleuten wieder jene fatal blinkenden Schutzmannshelme; daneben auch Herren in Zivil, denen der Flüchtling ihr Spürhandwerk vom Gesicht ablesen zu können vermeinte. Sie alle interessierten sich für jeden neuen Ankömmling, der sein Billett vorzeigen mußte und nach seinem Namen gefragt wurde.

Jetzt mußte die Entlarvung kommen! War die Polizei bereits verständigt, so würde ihr der falsche Name auffallen. Nur mit knapper Not behielt der Flüchtling so viel Geistesgegenwart, um seinen neuen Decknamen hervorzubringen. Er atmete bei der Wahrnehmung auf, wie die Namensnennung keinerlei Eindruck hervorrief, nur der eine Zivilist neben dem baumlangen Polizisten schaute ihn mit argwöhnischem Blicke an — er glaubte ganz deutlich zu bemerken, wie der Unheimliche sich abwandte und verstohlen in seinem Taschenbuch etwas ablas.

Wie trunken folgte der junge Mann dem voranschreitenden Steward, der bereits sein Gepäck in die Kabine gebracht hatte. Da das Schiff nicht vollbesetzt war, so hatte man sie dem Passagier zur alleinigen Benützung angewiesen. Um sie zu erreichen, mußte man den Gang zur Linken bis ans Ende verfolgen; dort, wo dieser sich in einen zweiten Gang teilte, lag die Kabine.

Kaum war der Steward gegangen, so sank der Flüchtling auch schon gleich einem gehetzten Wilde nieder. Mit stierem Blicke schaute er umher; knapp so viel Platz, um sich umdrehen zu können, an der einen Seite zwei schmale Bettstellen, von denen die eine senkrecht über der anderen angebracht war, unterhalb der beiden runden Fensterluken ein schmales Sofa und zwischen diesem und den Betten ein sinnreich angeordneter Waschtisch. Ein winziger, wie für Puppen berechneter Raum. War es denn nur möglich, daß er solch hirnzerfressende Furcht in sich einschließen konnte?

Am liebsten hätte der Unselige sich in dem Zimmerchen eingeriegelt, bis sich das Schiff in Bewegung gesetzt hatte. Aber er hatte das Gefühl, als würde er sich durch ein derartiges Benehmen erst recht verdächtig machen, hat doch jeder Reisende ein schier unbezwingliches Bedürfnis, das ihm zu langem Aufenthalte dienende Schiff zu rascher, erster Orientierung zu durchwandern.

Gewaltsam raffte der sich wie zerschlagen Fühlende wieder auf und begab sich nach dem Hauptdeck zurück. An den immer noch im Vorsalon Harrenden vorüber trat er in die geräumige Tiefe des Speisesaales; die Tische waren festtäglich gedeckt, eine Anzahl Reisender hatte es sich in den breiten Armsesseln schon bequem gemacht. Andere betrachteten die farbensatten Bilder an den Wänden und Decken; dort musizierte eine Dame, in allen Zügen las der unstet weiter Wandernde frohe Erwartung, wie man sie einem außergewöhnlichen Ereignis entgegenbringt.

Ueberall in verschwenderischer Fülle Glanz der elektrischen Birnen, allenthalben jene angespannte Hast der letzten Minuten, jenes nervöse Auf- und Abirren, das im Grunde wenig oder nichts fördert.

Im Rauchsalon saßen schon einige unverbesserliche Spielratzen und waren mit einer ergiebigen Probe des Weinlagers an Bord beschäftigt. Dicht gedrängt saßen Männlein und Weiblein in der Bibliothek, galt es doch, die letzten Abschiedsgrüße auf das Papier zu werfen, denn nur noch karge Minuten verstrichen bis zum Postschlusse.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Rathgens darüber, daß er erst zwanzig Minuten an Bord des Dampfers sich befand. Fast noch eine volle Stunde mußte vergehen, ehe die Sirene dreimal das letzte Lebewohl in die Nacht hinausheulte.

Welche Ewigkeit liegt doch in der Minute! Wie sie zur Peinigerin werden kann, wenn sie schneckengleich dahinkriecht und in ihrem Verzuge die Gefahr lauert! Auf und nieder, hin und her, rastlos immer wieder aufs neue schritt der Unselige über die verschiedenen Decks. Zuweilen lehnte er sich an der dem Festlande entgegengesetzten Seite über die Brüstung, starrte in die dunkle Flut — ein Sprung hinunter und dieses angstgefolterte Herz schlug nicht mehr, dieses memmenhafte Gewissen beunruhigte ihn nicht länger!

Aber der da oben stand, hing wie jeder Mensch am Leben und am Sonnenschein.

Wieder wanderte er in die Tiefe des Schiffsraumes, aber als er sich seiner Kabine näherte, da hätte er vor grauenvoller Furcht beinahe laut aufgeschrieen. Vor seiner Tür standen zwei Sicherheitswächter in Uniform neben ebenso vielen Zivilisten. Sie studierten den Namen, der auf einer an der Tür befestigten Tafel angeschrieben stand. Was fanden sie wohl an „Herrn Rathgens" Verdächtiges? Wie gerne hätte dieser schleunigst den Fuß gewendet und wäre zurück ans Land gelaufen — aber das hätte ja erst recht Verdacht erregt, wäre er angesichts dieser Polizisten zurückgewichen. Diese hatten sein Herankommen ohnehin schon bemerkt.

Nun war er bei der Gruppe, die in dem engen Gange beiseite treten mußte, um ihn vorbeizulassen. Er trat in die Kabine und besaß in diesem Augenblick Mut genug, die Beamten erstaunt fragend anzuschauen.

„Monsieur Rathgens?" fragte einer von ihnen.

Der Gefragte konnte nur nicken, denn die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er fühlte den lauernden, spähenden Blick des Beamten prüfend auf sich gerichtet.

„Sie kommen aus Deutsches Reich?" fragte dieser wieder.

„Aus Köln," ermannte sich der Gefragte zu einer Antwort. „Aber was kann Sie dies interessieren?"

Der Beamte murmelte eine nichtssagende Entschuldigung, wechselte einen raschen Blick mit seinem Kameraden und zog sich zurück.

Bei einem zweiten Rundgange aber sah der wie entgeistert Blickende die Beamten abermals in verdächtiger Nähe seiner Kabinentür; diesmal konnte er noch in den Nebengang einschwenken, ohne von den Polizisten bemerkt worden zu sein. Da hörte er, wie einer von ihnen halblaut sagte: „Es ist nichts Sicheres, wir lassen es besser. Das Schiff ist morgen früh in Boulogne, mag die dortige Hafenpolizei von der Berliner Behörde besser instruiert werden. Wir können sie ja telegraphisch von unserer Wahrnehmung unterrichten."

Der angebliche Herr Rathgens fühlte, wie er kalt wurde und sein Herz durch endlos bange Sekunden stehen blieb. So war es doch heraus, und wurde er nicht jetzt schon ergriffen, so lag es nur an der Undeutlichkeit des hinter ihm her gejagten telegraphischen Signalements. Aber was würde morgen sein? Ob es ihm gelang, sich herauszulügen?

Ah! Luft, nur Luft! . . .

Augenblicke, die sich zu Ewigkeiten ausdehnten, vergingen noch, dann stiegen die Beamten an Deck, und das Geräusch ihrer Schritte verhallte.

Einem Trunkenen gleich wankte der Flüchtling in seine enge Kabine und warf sich stöhnend nieder. Er kam erst wieder durch stampfende, schüttelnde, schaukelnde Bewegungen zu sich — und da begriff er auch schon, daß die allernächste Gefahr vorüber war, denn das Schiff hatte sich in Bewegung gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

„Und wenn ich niemals mehr im Leben dich wiederseh . . .“

Von Paula Kaldewey. (Nachdruck verboten.)

Voll banger Sorge hatten unzählige braune und blaue Mädchenaugen am Abend des Pfingstsonnabends den Blick zu dem trüben, wolkenverhangenen Himmel gerichtet, um ihn dann weiter gleiten zu lassen zu den hellen Gewändern, die — zum Hineinschlüpfen bereit — sich wie der lachende Frühling selbst ausnahmen, und mancher Seufzer war über hübsche Lippen geglitten, der in engem Zusammenhang stand mit Furcht vor vereitelter Festesfreude und mit Aerger über das nicht zur Geltung bringen können von Schönheit und Lieblichkeit.

Und dann hatte der gestrenge Wettergott plötzlich doch noch ein Einsehen gehabt und schließlich die himmlische Wetterfahne so gedreht, daß, als die Frühaufsteher ihr Lager verließen, goldener Sonnenschein durch die Straßen flutete und aus allen Büschen und Bäumen Vogelgesang erschallte.

Ein Pfingstsonntag, wie ihn die Dichter besingen und wie ihn die Maler malen!

Hei, wie dann auch alles den engen Häusern entflieht, um draußen im grünen Waldesdom Gottesdienst zu feiern — Gottesdienst, bei dem die Lerchen dem Schöpfer aller Dinge das Loblied singen, und Menschendank in Form glücklichen Lachens und lauten Jubelns zum blauen Himmel steigt.

Die Landstraßen entlang ziehen mit Pfingstmaien geschmückte Vehikel, die am grauen Alltag andern Bestimmungen dienen, als sangesfreudige Ausflügler an Stätten des Frohseins und der Lust zu bringen; Fußgänger suchen den Schatten der Bäume auf, und auf den Wiesen zu Seiten des Weges tummeln sich glückliche Kinderscharen, indem sie Schmetterlingen nachjagen oder die duftenden Blüten des Frühlings zu Kränzen winden.

Ein gemeinsames Ziel winkt ihnen allen.

Dort, an dem etwas träge dahingleitenden Fluß, der jetzt in dem strahlenden Sonnenschein gleich einem silbernen Band flimmert, hat praktischer Geschäftssinn Gärten errichtet, in denen Militärkapellen ihre schmetternden Weisen erklingen lassen und junges Volk sich im Saal im Tanze dreht.

Nur wenige sind es, die nach dem anstrengenden Marsch die Letzung ihres leiblichen Menschen verschmähen, wenige, die die Schritte hinüberlenken zu dem Aussichtsturm, der — am Rande des Waldes gelagert — in seiner massigen Starrheit gleich wie ein Hüter des in einem See endenden Flusses erscheint.

Zu diesen wenigen gehört Annemarie Jebens, die vor kurzem ihre Studien beendet und nun nach wohlbestandenem Examen eine Stelle als Hilfslehrerin an der B'er höheren Töchterschule erhalten hat.

Im schmucklosen, weißen Leinenkleid, ein lichtes Band um die Taille geschlungen, den schwankenden Florentiner tief auf die dunklen Locken gedrückt, die trotzdem widerspenstig von allen Seiten hervorquellen — würde niemand in der Besitzerin der strahlenden Augen und des rosigen Mündchens eine würdige Bildnerin der weiblichen Jugend vermutet haben. —

Den Arm unter den einer Freundin geschoben, betritt Annemarie mit dieser das weite Plateau, das sich vor dem Aussichtsturm dehnt, und nur mit Mühe drängt sie einen lauten Ausruf der Bewunderung beim Anblick des sich ihnen darbietenden Landschaftsbildes zurück.

Die Wasserfläche ist von Segelbooten belebt, dazwischen huschen, von sportgeübten Händen geführt, schlanke Ruderjollen vorüber, und Schwäne in majestätischer Haltung folgen den Kielfurchen, die den glitzernden Wellenspiegel durchschneiden.

„O Du — wie ist doch die Welt so wunderschön!“

Fester preßt Annemarie den Arm der Gefährtin.

Diese blickt lächelnd in das erhitzte Gesichtchen der Jüngeren. Wenn auch ihre Begeisterungsfähigkeit nicht mehr ganz so groß, will sie dennoch einstimmen in die Freude der anderen.

Allein ehe ein Wort über ihre Lippen kommt, hebt sie plötzlich lauschend den Kopf.

Lautenklänge und dazu eine frische, sangeskundige Männerstimme, die gerade zu einem fröhlichen Lied anhebt:

„Höchstes Glück ist kurzes Blitzen
Fühl's und sprich: auf Wiederkehr!
Ließ es dauernd sich besitzen,
Wär es höchstes Glück nicht mehr!“

Wie verzückt starrt Annemarie auf den Sänger, der die mit bunten Bändern geschmückte Laute im Arm nun Lied um Lied in die blaue Frühlingsluft schmettert.

„Flüchtig nur winkt es, und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunstmeer zurück . . .
So ist das Leben — sternschnuppig kaum blinkt es . . .
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück.

tönt es jetzt in verhaltener Leidenschaft.

Ein dichter Kreis von Zuhörern hat sich inzwischen um den Sänger gebildet.

Der weithin hallende Klang seiner Lieder hat viele, die in dem Walde gelagert, herbeigelockt.

Es scheint, als hätte ihre Pfingststimmung erst jetzt die rechte Weihe erhalten. Gesang gehört nun einmal zur Festfreude der Deutschen, und wenn dieser in einer Umgebung erschallt, die ohnehin auf leicht empfängliche Gemüter ihre Wirkung nicht verfehlt, dann ist man gern geneigt, selbst weniger Kunstvollendetem, als es hier geboten, mit Begeisterung zu lauschen.

Das Köpfchen ein wenig vorgebeugt, damit ihr kein Ton entgeht, hat Annemarie alles um sich her vergessen. Sie bangt nur vor dem Augenblick, wo der fahrende Gesell sein Instrument auf die Schulter hängt und sich zum Gehen wendet, um an anderer Stelle sein Können zum Besten zu geben.

Für sie gilt es daher, ihn noch an die Stätte zu fesseln, wo der Zufall sie zusammengeführt.

Ein blankes Markstück will sie ihm als Lohn für seine Darbietungen spenden, die sie so überaus beglückt.

Sie greift in die Tasche und ohne sich zu besinnen, schreitet sie auf den Fremden zu und reicht ihm die Münze.

Eine glühende Röte überzieht in diesem Moment dessen Antlitz.

Sekundenlang scheint es, als wolle er die Hand, die soeben die seine berührt, unwillig zurückstoßen, allein ein Blick in das Gesichtchen des jungen Mädchens ruft eine plötzliche Sinnesänderung in ihm hervor.

„Tausend Dank, meine Dame!“

Und mit einem etwas sarkastischen Lächeln schiebt er das Geldstück in die Westentasche.

„Nur noch ein Lied,“ bittet Annemarie halblaut.

Eine leichte Verbeugung ist seine ganze Antwort und gleich darauf schallt es:

„Und wenn ich niemals mehr im Leben
Dich wiederseh, ein lichter Schein
Wird immer diesen Tag umschweben,
Ein Bild auf Goldgrund wird er sein,
Zu dem ich oft die Augen hebe
In der Erinnerung Kämmerlein.“

Wie er sie eigentümlich anstarrt, während er das Verslein singt!

Annemarie wird es förmlich beklommen zu Mute. Sie ist doch nicht allein mit dem fremden Manne hier an dem Ufer des Flusses; hunderte teilen den Kunstgenuß mit ihr und doch kann sie sich des Gefühls nicht erwehren, als könnten ihre Blicke nicht von einander los, als wäre alles andere um sie her versunken.

* * *

Wie im Rausch hat Annemarie den Heimgang angetreten, und in ihren Traum stehlen sich Bilder, die sie die Vorkommnisse des letzten Tages deutlich noch einmal erleben lassen.

Still und in sich gekehrt verbringt die sonst allzeit Heitere den Rest des Pfingstfestes, das in einer Gesellschaft in einem befreundeten Hause seinen Abschluß finden soll. Am liebsten wäre sie dieser fern geblieben, allein ihr fehlt der Grund zur Absage. Trotzdem weiß sie es einzurichten, daß sie als letzter Gast erscheint, just in dem Moment, wo man zur Tafel gehen will.

Ihr Tischnachbar bestreitet die Kosten der Konversation ganz allein; infolgedessen ist es ihr möglich, den Blick durch den weiten Raum schweifen zu lassen. Ein wenig gedankenlos irrt er umher, um mit einem Mal an einem Herrn haften zu bleiben, dessen Namen sie nicht weiß und der ihr dennoch merkwürdig bekannt vorkommt.

Der hochgewachsene Mann in dem eleganten Salonanzug und der Sänger vom Aussichtsturm — können sie ein und dieselbe Persönlichkeit sein?

Schon will Annemarie den Gedanken als einen Spuk der Sinne, einen Ausfluß einer überreizten Phantasie verwerfen, da trifft sie ein Blick aus einem leuchtenden Augenpaar, der mehr sagt als tausend Worte, der sie nicht länger zweifeln läßt

Bauernhaus im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.